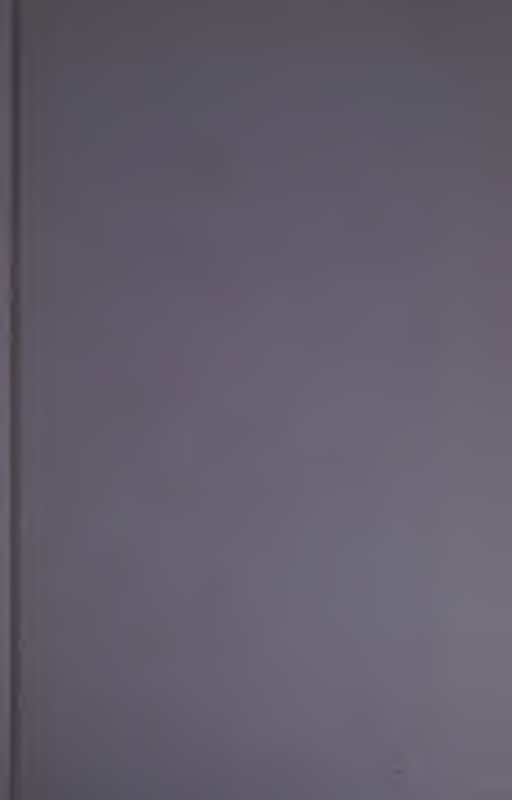



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Heidelberger Abhandlungen
zur mittleren und neueren Geschichte
Herausgegeben von Karl Hampe, Erich Marcks und Dietrich Schäfer
21. Heft

Fancan und die französische Politik 1624—1627

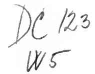
Von

Erich Wiens



Heidelberg 1908
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 255.



Vorwort.

Einem andern war die Ausbeutung des Materials bestimmt, das in der vorliegenden Darstellung zur Verarbeitung gekommen ist.

Theodor Kükelhaus, dem die Entdeckung des Inventars von Fancans Papieren Anlaß gegeben hatte, dem Wirken jenes Mannes weiter nachzuspüren, seiner bis dahin nur unvollständig erkannten Bedeutung zu ihrem vollen Recht zu verhelfen, ist seiner Arbeit kurz vor Erreichen des Zieles durch einen plötzlichen Tod entrissen worden.

Von der Reichhaltigkeit des Materials, das Kükelhaus in der Verfolgung dieses Zieles durch jahrelanges, unermüdliches Nachforschen in den europäischen Archiven erworben hatte, wird diese Arbeit ein ungefähres Bild geben, ebenso aber auch einen Gradmesser für den Verlust, den die historische Wissenschaft durch sein Hinscheiden erlitten hat. Durch äußere Umstände, die sich im letzten Grunde auf persönliche Beziehungen zu dem Verstorbenen zurückleiten lassen, ist sein literarischer Nachlaß zwecks weiterer Verwertung in meine Hände gekommen. Mit einigem Bangen bin ich an den Versuch, die Arbeit weiterzuführen, herangetreten; denn wenn der Stoff in seiner Fülle und Originalität einen natürlichen Reiz ausübte, so konnten doch mannigfache Bedenken nicht ausbleiben. Fehlte mir einerseits die praktische Erfahrung

auf dem Gebiet größerer historischer Darstellung, wie sie Kükelhaus bereits in reichem Maße sich zu eigen gemacht hatte, überhaupt, so ergab sich die Hauptschwierigkeit aus der Natur dieser Arbeit im besonderen.

Kükelhaus arbeitete in seinen Fancan-Studien auf einem Gebiet, welches ihm längst vertraut war; als ausgezeichneter Kenner der Geschichte Heinrichs IV. und Richelieus besaß er die vorzüglichste und solideste Grundlage für ein volles Verständnis der Bedeutung Fancans, und ein noch so fleißiges Durcharbeiten des von ihm gesammelten Materials konnte die Menge persönlichsten Wissens, das seinen Nachforschungen die Wege gewiesen, in der Ansammlung selbst eine beständige Bereicherung erfuhr, niemals ersetzen. Um Nachsicht muß ich daher von vornherein bitten.

Worin Fancans Bedeutung beruht, hat Kükelhaus bei der Publikation jenes Inventars[1] noch selbst der Öffentlichkeit mitgeteilt, und diese Mitteilungen ergänzt durch einen an die Kgl. Preußische Akademie der Wissenschaften gerichteten Bericht über seine Studienreisen, der neuerdings auch veröffentlicht worden ist.[2] Als politisch-literarischen Kämpfer und als Vertrauten und Mitarbeiter Richelieus hat er in jenem knappen Rahmen uns Fancan vor Augen gestellt. Während nun der politische Parteiführer und Kämpfer durch Geley's: „Fancan et la politique de Richelieu“ wenigstens für ein Gebiet seiner Tätigkeit, nämlich die Abfassung von Flugschriften, eine stoffreiche, ausführliche Behandlung erfahren hat, ist der Teilnahme Fancans an der Regierungsarbeit bisher nur von G. Fagniez und G. Hanotaux in ihren Arbeiten über Richelieu gedacht, und zwar, wie es im Rahmen

[1] Historische Vierteljahrsschrift 1899.

[2] Beilage zum Jahresbericht des Düsseldorfer Städtischen Gymnasiums Ostern 1905.

größerer, andern Zielen zustrebender Werke natürlich ist, kurz gedacht worden. Parrots 1903 erschienenes Buch „Fancan et Richelieu" behandelt Fancan ausschließlich in seiner Eigenschaft als Geistlichen, als liberalen Katholiken. —

Ich bin in meinem Urteil über die Persönlichkeit Fancans zu teilweise abweichenden, in manchem sogar geradezu entgegengesetzten, für ihn günstigeren Anschauungen gelangt, als sie in den erwähnten Stellen niedergelegt sind und hoffe, daß meinem Material eine ausweichende Beweiskraft wird zuerkannt werden können. Die Stellung Fancans zu Richelieu und den politischen Fragen und Ereignissen jener Jahre, in denen er mit Richelieu in Beziehungen stand, festzustellen, ist wohl die hauptsächlichste Absicht Kükelhaus' gewesen. Ich habe mich für die Darstellung selbst auf die Jahre 1624—1627 beschränkt, und die vorhergehende, durch die Abfassung von Flugschriften charakterisierte Periode nur einleitend kurz behandelt. Der Grund war folgender: Unter Ausscheidung des Pamphletisten, als welchen ihn Geley gezeigt hat, suchte ich mich hier ausschließlich an den praktischen Politiker zu halten, und von dieser Betätigung Fancans kann erst seit dem Frühjahr des Jahres 1624, d. h. der Zeit, wo er seine Oppositionsstellung zur Regierung aufgeben kann und aufgibt, geredet werden.

Was nun das Gesamtergebnis meiner Untersuchung betrifft, so stimmt es mit dem von Kükelhaus gefundenen und in jenen zwei Aufsätzen niedergelegten im ganzen überein. Aber in einzelnen Zügen, die ich hier gleich hervorheben möchte, hat sich das Bild verschoben. Wenn Kükelhaus den literarischen Kampf Fancans gegen Richelieus Vorgänger als gleichzeitiges, zielbewußtes Hinarbeiten auf Richelieus Berufung hinstellt, mit der Begründung, daß Fancan in ihm schon längst den geborenen Retter Frankreichs erkannt habe,

so glaube ich hierin nicht so weit gehen zu dürfen. Von unbedingter Bewunderung Fancans für Richelieu kann zu keiner Zeit die Rede sein, den Eintritt desselben begrüßt er in zwar sympathischen, aber der Zurückhaltung keineswegs entbehrenden Worten; Richelieu schien ihm eben noch die meiste Gewähr unter den in Betracht kommenden Staatsmännern zu bieten, mehr war es nicht. In zweiter Reihe ist es die von Kükelhaus vertretene Ansicht, Fancan habe bis zum Jahre 1627 Richelieu in seinen Bahnen gehalten, die meines Erachtens einer Berichtigung bedarf. Bedeutet schon die so bedingungslos aufgestellte Behauptung, Richelieus Politik sei durch Fancans Ideen geleitet gewesen, eine kleine Überschätzung der von Fancan eingenommenen Rolle, so muß sie, was die erwähnte Zeitangabe betrifft, als teilweise irrtümlich bezeichnet werden. Von Richelieus Seite aus ändert sich meines Erachtens vielmehr das Verhältnis innerlich bereits seit dem Sommer 1625, der Zeit der Opposition Fancans gegen den Hugenottenkrieg, und Fancans Vertrauen zu Richelieu gerät ins Wanken seit dem Frieden mit Spanien, Frühjahr 1626. Von da ab ist von einem Zusammengehen keine Rede mehr, enthält die französische Politik fast nichts mehr von Fancans Grundsätzen. Im Zusammenhang mit den hier angedeuteten Abweichungen von Kükelhaus ja auch nur vorläufigem Ergebnis steht ein Gegensatz zwischen seiner und meiner inneren Stellungnahme zu den behandelten Personen und Fragen; denn diese unbedingte Billigung, uneingeschränkte Bewunderung, wie sie Kükelhaus' Standpunkt gegenüber Fancans Person und Handeln charakterisieren, und jene meines Erachtens zu starke Betonung, zu große Meinung von Fancans Bedeutung erklären sich wechselseitig, führten ihn wohl auch beide manchmal zu ungerechter Beurteilung der Gegenpartei. Mir erscheint hier Zurückhaltung durchaus am Platze;

Fancans Gedankenwelt gibt keine großen psychologischen Rätsel auf, sie erscheint als die eines klarblickenden, zielbewußten Mannes mit absolut feststehenden Grundanschauungen. Aber eben in letzterem, in dieser unumstößlichen Überzeugung, das sich gesteckte Ziel nur auf einem Wege erreichen zu können, liegt, soweit der Politiker zu beurteilen ist, eine Schwäche Fancans. Ob, was für Kükelhaus feststand, jene großen Aufgaben, welche dem französischen Nationalstaat damals gestellt waren und von ihm erfüllt worden sind, in der steten praktischen Verwertung der von Fancan aufgestellten und doktrinär wiederholten politischen Theorien ebenfalls eine Lösung, vielleicht sogar eine vollkommnere, gefunden hätten, möchte ich bezweifeln, die wahrhaft staatsmännische Genialität doch in erster Reihe Richelieu zuschreiben.

Die Hauptunterlage für eine Darstellung von Fancans politischer Tätigkeit boten seine zahlreichen Denkschriften, die, größtenteils anonym verfaßt, erst nach quellenkritischer Prüfung als Material herangezogen werden konnten. Die Handhabe zur Feststellung des Verfassers boten in den meisten Fällen jene in dem Inventar seiner Papiere vom Gericht aufgestellten kurzen Analysen seiner Schriften, die eben den großen Wert jener von Kükelhaus gefundenen Urkunde ausmachen; wo diese versagen, Eigenheiten in Fancans Schreibweise und Gedanken, die, häufig sich wiederholend und in stets scharf umrissener Form auftretend, den Verfasser mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen geben. Bei meinem längeren Arbeiten in den Pariser Archiven hatte ich selbst Gelegenheit, Kükelhaus Ergebnisse in dieser Hinsicht nachzuprüfen und teilweise zu ergänzen. Als zweite wichtige Quellenkategorie kamen diplomatische Korrespondenzen in Betracht; die Auffassungen und Eindrücke innerhalb der gegnerischen Parteien wiedergebend, bieten sie eine willkommene gegenseitige Ergänzung und Be-

richtigung, erheischen aber eine doppelt vorsichtige Auslegung, wo es sich um die Beurteilung eines Mannes handelt, der zu den brennenden politischen und religiösen Fragen in vorderster Reihe Stellung nahm und so je nach der Parteirichtung Haß oder Gunst in besonders reichem Maße auf sich ziehen mußte.

So gedeutet lösen sich denn auch die zahlreichen Widersprüche in den Aussagen der Zeitgenossen über Fancan mit wenigen Ausnahmen leicht auf; eine psychologisch komplizierte Natur war er, wie gesagt, nicht, klar und bis ins kleinste erkennbar zeigt sich seine Persönlichkeit.

Eine neue historische Größe entdeckt zu haben, maßt diese Arbeit sich nicht an, wohl aber hofft sie dartun zu können, daß der bescheidene Kanonikus von St. Germain l'Auxerrois neben den von der Nachwelt längst anerkannten markantesten Typen des damaligen französischen Staatslebens auch seinen Platz verdient.

Es bleibt mir die angenehme Pflicht, der vielfachen Förderungen und Unterstützungen zu gedenken, welche meiner Arbeit zuteil wurden.

Mein Dank gilt neben Frau Dr. Kükelhaus für die gütige Überlassung des handschriftlichen Materials ihres verstorbenen Gatten in erster Reihe Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. Marcks-Hamburg, der das Werden der Arbeit mit stets gleichbleibender Teilnahme begleitet und durch Rat und Tat mir manche Schwierigkeit aus dem Wege geräumt hat; ich bin ihm tief verpflichtet.

Herr Professor Dr. Goetz-Tübingen hatte die Güte, mir wiederholt wertvolle Hinweise und Berichtigungen bezüglich der bayrischen Akten zukommen zu lassen; auch ihm gilt mein warmer Dank.

Erwähnen muß ich ferner die überaus liebenswürdige

Aufnahme und Unterstützung, die mir im Pariser Archive des Auswärtigen Amtes, wo ich mein Material ergänzte, zuteil wurde; den Herren Tausserat-Radel und G. Espinas, zumal letzterem, der mir auch später die erbetenen Auskünfte stets aufs bereitwilligste schriftlich erteilte, sei an dieser Stelle aufrichtig gedankt.

Inhaltsangabe.

Seite



In der Geschichte Frankreichs gehören die Jahre von 1590—1610 zu einer der glänzendsten und segensreichsten Epochen. Nicht nur daß eine jahrzehntelange Periode der inneren Zerrissenheit und äußeren Ohnmacht, des Rückschreitens der moralischen und wirtschaftlichen Kultur des Landes ihren Abschluß gefunden hatte: Der Umschwung, welcher auf dem Gebiet des gesamten nationalen Lebens seit dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sich merkbar macht, findet in seiner Jäheit und Großartigkeit kaum eine Analogie in der französischen Geschichte. Erinnern wir uns nur an die Beschwichtigung der religiösen Leidenschaften und konfessionellen Gehässigkeit, an die Konsolidierung und dann die blühende Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die Neuanfachung des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens; das alles aber erst möglich geworden durch die Beendigung des Bürgerkrieges, hervorgewachsen aus dem kräftigen Boden eines politisch geeinten Landes. — In einer Persönlichkeit lag die eigentlich treibende Kraft dieser rapiden Entwicklung: ohne die lebensvolle Erscheinung Heinrichs IV. wäre sie schlechthin unbegreiflich. Sein politischer Scharfblick konnte die ungeheuren sachlichen Schwierigkeiten überwinden, seine hinreißende und zugleich imponierende Persönlichkeit brachte es fertig, auch den menschlichen Gegensätzen ihre Schärfe zu nehmen, bewirkte ein friedliches Zusammenarbeiten der vorher zerrissenen Nation. — Aber damit ist bereits gesagt, wie eng auch der Bestand alles dessen an

seine Person geknüpft war; mit seinem Tod lief das Werk die Gefahr der Auflösung.

Seine Witwe, die für den noch minderjährigen Sohn die Regierung übernahm, war nicht danach geschaffen, ihn zu ersetzen; der kostbarste Preis langer Kämpfe, die nationale Einheit, schien aufs neue gefährdet. Der Hochadel, nicht mehr unter dem Druck der festen Hand seines Königs, begann seine Ansprüche auf Teilnahme an der Regierung wieder geltend zu machen, Maria Medici, ihm allein nicht gewachsen, suchte eine Stütze. Die Wahl, welche sie hierbei traf, bedeutete den vollständigen Bruch mit der Tradition: dem Nationalfeind Frankreichs, dessen Vernichtung noch die letzten Gedanken des verstorbenen Königs gegolten hatten, suchte sie sich zu nähern. Stark katholische sowie dynastische Interessen waren ausschlaggebend für diesen Entschluß, die Entlassung der Minister des Königs zeigt den veränderten Kurs an. An ihre Stelle trat der spanierfreundliche Italiener Concini, eine Kreatur Maria Medicis. Eine durchaus unbedeutende Natur, lediglich ein geschmeidiger Höfling, hatte er sich der Königin unentbehrlich und zum tatsächlichen Leiter der Geschäfte zu machen gewußt. Eine großzügige Politik war von ihm nicht zu erwarten, er begnügte sich damit, gegen die großen Adelsgeschlechter zu Felde zu ziehen und durch gehässiges Auslegen der Edikte die Hugenotten zu reizen. Zu einer Erneuerung der inneren Unruhen boten sich die besten Aussichten.

Sah man in den leitenden Kreisen diese Gefahr nicht oder wollte sie nicht sehen, um so drohender empfand sie ein großer Teil der französischen Nation, und von dort aus begann die Opposition gegen diese unfranzösische, den Traditionen Hohn sprechende Politik. Aus den Kreisen der Beamten und Gelehrten, dem Weltklerus bildet sich jene Partei

der „Bons Francais", wie sie sich selbst bezeichnen, im Grunde eine Erneuerung der Politikerpartei des 16. Jahrhunderts. Rückkehr zur Politik Heinrichs IV., diese Parole hat man hier auf die Fahne geschrieben, in sie läßt sich das ganze Parteiprogramm zusammenfassen.

Was verstand man darunter? In erster Reihe mußte es eine Änderung der auswärtigen Politik in sich schließen. Diese soll gipfeln in der steten Hervorhebung des Gegensatzes zu Österreich-Spanien, dem natürlichen Feinde Frankreichs. Hier hinein gehört ein Konzentrieren aller gegen Habsburg verwendbaren Kräfte, das heißt Frankreich muß die alten Bündnisse Heinrichs IV. mit den deutschen protestantischen Fürsten und Städten, mit England, mit Holland wieder aufnehmen.

Will aber Frankreich den Mittelpunkt dieser umfassenden europäischen Koalition abgeben, so muß es in sich selbst einig sein, dem Hochadel und den Hugenotten daher jeder berechtigte Grund zur Unzufriedenheit genommen werden. So soll den Prinzen von Geblüt ein gebührender Einfluß auf die Regierung eingeräumt werden, bei der Entscheidung wichtiger Staatsangelegenheiten soll man sie zu Rate ziehen. Gegenüber den Hugenotten ist eine weitgehende Toleranz und peinliches Einhalten der Friedensedikte angebracht; gewaltsame Bekehrungsversuche sowie Provokationen sind zu vermeiden. — Trotz der ohne Zweifel vorhandenen Sympathien der „Bons Français" für die Hugenotten wollten sie mit deren Lehre nichts zu tun haben; ihre Wünsche erstreckten sich auf eine französische Nationalkirche auf durchaus katholischer Grundlage, aber freilich mit ihren nationalen Eigentümlichkeiten und unter Wahrung ihrer Sonderstellung. Die immer wiederkehrenden Versuche der römischen Kurie, die päpstliche Suprematie auch hier zu einer unbedingten zu

machen, erfahren daher von ihrer Seite die schärfste Zurückweisung, das in dieser Richtung besonders tätige Organ der Kurie, die Jesuiten, sind ihre gehaßtesten Feinde.

Durch das Vorherrschen dieser gallikanischen Ideen innerhalb der Partei ist zugleich ihre Stellung zum Königtum bestimmt. Wie sich der Gallikanismus nur unter dem Schutze, und unter dem Eindruck eines starken Königtums hatte ausbilden können, so herrschte auch jetzt die Überzeugung vor, daß nur unter enger Anlehnung an den König er seine Ziele würde verwirklichen können. Königtum und Gallikanismus sind aufeinander angewiesen. Sie unterstützen sich gegenseitig. So sind die „Bons Français“ überzeugte Royalisten. Hierzu kam ein persönliches Moment. Hatten die unvergeßlichen Eindrücke der Regierung des großen Königs überhaupt in der überwiegenden Mehrheit der französischen Nation die Zuneigung zur Dynastie geweckt und genährt, ihr die Vorteile einer straffen Monarchie greifbar vor Augen gestellt, wieviel mehr bei ihnen, die das Werk des Verstorbenen fortsetzen wollen! Die unwürdige Behandlung des jungen Königs durch den Günstling der Mutter, dieses gänzliche Beiseiteschieben erregt ihre Erbitterung. Sie fordern den Fürsten auf, seinen Bedrücker zu verjagen und unter der bewährten Mitarbeit der ersten Großen des Reiches und der mit dem Königtum verbundenen Institutionen selbst sein Land zu regieren.

Doch das herrschende System hatte auch noch seine Anhänger, die in ihm ihre Rechnung fanden. Man nennt sie kurzweg die „Katholiken“, die „Bons Français“ geben ihnen wohl die treffendere Bezeichnung „Zeloten“ oder auch „Espagnolisés“. Die Mitglieder der Partei sind unter den Angehörigen der Orden, hauptsächlich den Jesuiten, dann aber auch unter dem niederen Volk, in dessen Gedächtnis die

Kampfeszeiten der Liga noch wirksam fortlebten, zu suchen. Was sie wollten, läßt sich in wenigen Worten sagen: Es ist im wesentlichen das Gegenteil von dem, was die „Politiker" erstrebten. Den Todfeind jener, Österreich-Spanien, wünschten sie als Bundesgenossen Frankreichs; mag vielleicht einigen wenigen Spaniens Macht ein Kampf gegen dieselbe als aussichtslos haben erscheinen lassen, die führenden Geister beherrschte jene faszinierende Vorstellung, den „katholischen" und den „allerchristlichsten" König gemeinsam zur Wiederherstellung des alten Glanzes der katholischen Kirche schreiten zu sehen. Der Charakter ihrer inneren Politik versteht sich von selbst: die hugenottische Selbständigkeit muß vernichtet, die ketzerische Lehre gewaltsam unterdrückt werden; jede Toleranz wäre ein Verbrechen. Von ihren Gegnern wird ihnen ihre antimonarchische, ja königsmörderische Gesinnung vorgeworfen, aber außer in einigen jesuitischen Schriften, für die man die Partei als solche nicht verantwortlich machen kann, findet sich gegen das Königtum an sich kein Angriff. Wohl aber, und daher unterstellen ihre Gegner ihnen die Feindschaft gegen das Königtum, fordern sie die absolute Suprematie des Papstes in allen kirchlichen Fragen, von Reservatrechten, wie sie die Gallikaner dem König vorzubehalten strebten, wollten sie nichts wissen. Dazu kommt dann noch, daß Concini, den man im Gegensatz zu dem jungen König setzte, zu dieser Partei gerechnet wurde.

Das alles genügte, um den im Jahre 1617 endlich erfolgten Sturz Concinis als einen Sieg der Politiker erscheinen zu lassen. Wie weit ihr Stolz wegen dieses Erfolgs berechtigt war, wie weit andere, persönliche Momente dazu beigetragen haben, mag dahingestellt bleiben; die Hoffnung jedenfalls, daß Herr von Luynes, der Günstling des Königs, jetzt eine Politik ihrer Richtung einschlagen werde, erwies

sich bald als trügerisch. Nach einigen Scheinmanövern lenkte Luynes in das alte Fahrwasser zurück, die „Bons Français" sahen sich aufs neue in die Opposition gedrängt.

Der Kampfplatz moderner politischer Parteien, die Tagespresse, stand den damaligen noch nicht zur Verfügung, noch blieb die Flugschrift die wirksamste, unentbehrliche Waffe.

Die „Bons Français" hatten nun das Glück, den erfolgreichsten schneidigsten Kämpfer auf diesem Gebiet in ihren Reihen zu sehen: François Langlois, Sieur de Fancan. Herkunft und Jugendeindrücke hatten seiner späteren politischen Entwicklung bereits die Richtung gewiesen.[1] Fancan stammte aus einer Juristenfamilie Amiens'; der Großvater, 45 Jahre als Schöffe in dieser Stadt tätig gewesen, hatte durch entschlossene Kundgebung seiner antiligistischen, königstreuen Gesinnung sich seiner Zeit Haft- und Geldstrafen zugezogen und war als 78jähriger einer durch die Spanier ihm zugefügten Verwundung erlegen. Dem Vater, der damals zufällig in Paris weilte, raubte der Schreck über diese Ereignisse das Leben. Fancans Mutter, die außer diesem Sohn noch neun Kinder ihr eigen nannte, verlegte ihren Wohnsitz nach Paris, wo sie mit zahlreichen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen rechnen konnte. Fancan wurde an der Sorbonne zum Geistlichen ausgebildet und trat dem Kapitel der Pfarre von St. Germain l'Auxerrois bei; 1614 zum Kanonikus, 1616 zum Chorherrn ernannt, scheint er sich seinem geistlichen Amt mit recht mäßigem Eifer gewidmet zu haben, wenigstens deuten die Protokolle der Kapitelsitzungen[2] auf ein mit der Zeit immer mehr bemerkbares Fernbleiben Fancans von diesen Sitzungen hin.

[1] Für das folgende der Brief von Fancans Bruder an Richelieu in Aff. étrang. France 794, fol. 248.

[2] Archives nationales, L. L. 410/411.

Erwähnen wir hier gleich im voraus, daß er Ende des Jahres 1625 seine Würde als Chorherr niederlegte und den Verzicht mit seinen „empêchements et grandes affaires“ begründet.

Ein ausgesprochen politisches Denken und Empfinden hatte sich eben in ihm herausgebildet, und nach welcher Seite hin es sich betätigen würde, das ergab sich aus den Familientraditionen, wurde noch fester bestimmt durch die Eindrücke der Jugend, in der er die Schrecken des Bürgerkrieges noch so unmittelbar hatte erfahren müssen. Diese Eindrücke hat er Zeit seines Lebens nicht mehr vergessen, die Angst vor einer Erneuerung dieser Zustände steigerte sich bei ihm fast ins Krankhafte. Dementsprechend war seine Verehrung für König Heinrich ins Ungemessene gewachsen, mit dem Andenken des Verstorbenen trieb er einen wahren Kult. Rückhaltlos warf er sich den „Bons Français“ in die Arme.

Eine reiche historische und literarische Bildung, namentlich aber ein außergewöhnliches schriftstellerisches Talent machten ihn bald zu einem der erfolgreichsten literarischen Kämpfer.

Was seinen Flugschriften ihren starken Erfolg verschafft, ist ihr logischer Aufbau, ihre schlagende Beweisführung, gelegentlich auch ihr beißender Spott, in allem eine mit fortreißende Verve. Trotz ihrer packenden Beredsamkeit erwecken sie aber niemals den Eindruck des Phrasenhaften; der allen diesen Schriften gemeinsame Zug, ein glühender aufrichtiger Patriotismus, läßt diese Empfindung nicht aufkommen.

Am Kampf gegen Concini hatte Fancan sich bereits beteiligt, und hierbei besonders die Interessen seiner Heimatsprovinz und der angestammten Gouverneurfamilie gegenüber den eigennützigen Bestrebungen des Marschalls wahrge-

nommen; die ganze Wucht seines Angriffs kommt aber erst gegen den Nachfolger zur Geltung. War doch die Gefahr hier merklich größer; was Concini nur angedeutet hatte, das brachte Luynes zur Ausführung, die Wünsche der „Katholiken" schienen sich, was äußere wie innere Politik betraf, verwirklichen zu wollen. Erschwert wurde der Kampf auch dadurch, daß man gegen diesen Feind nicht die Person des Königs ausspielen konnte; denn Luynes wußte jeden Anschein, als treibe er über den Kopf des Königs hinweg eigenmächtig seine Politik, geschickt zu vermeiden. Aber die wachsenden Schwierigkeiten steigerten auch die Kampfesfreudigkeit des Pamphletisten bis aufs äußerste; als solcher erreicht Fancan in den Jahren 1621/22 den Höhepunkt seines Schaffens. Eine aus dieser Zeit stammende Schrift, die „Chronique des favoris", wird bereits von den Zeitgenossen als das Meisterstück der satirisch-politischen Kampfliteratur gepriesen. Der Schlußteil ist insofern von besonderem Interesse, als er die politischen Ideen und Wünsche des Verfassers in einigen Sätzen präzisiert; bemerken wir an dieser Stelle nur, daß hier dieselben Ansichten vertreten werden, wie sie auch später in seinen großen Denkschriften zutage treten und dort von uns im einzelnen behandelt werden sollen.

Bot das Verhältnis zwischen Luynes und dem Könige des ersteren Gegnern keinen Angriffspunkt, so gab er ihnen anderseits durch sein unziemliches Verhalten der Königin-Mutter gegenüber eine Waffe in die Hand, welche sie nach Kräften gegen ihn benutzten. Es war eine ganz natürliche Folge der Ereignisse, daß die Stellung der „Bons Français" zu Maria Medici sich verschoben hatte. An dem schuldigen Respekt der Witwe Heinrichs IV. gegenüber hatten sie es selbstverständlich auch während der Zeit, wo sie mit Concini in engem Bunde stand, nicht fehlen lassen. Aber von einer

wirklichen Zuneigung und Teilnahme für ihre Person konnte keine Rede sein; die machte die Tendenz der von ihr für gut befundenen Politik einem überzeugten „Bon Français" unmöglich. Anders stand es nun aber seit dem Sturze Concinis. Die unwürdige Behandlung, welche die verbannte Königin von seiten des Hofes erfuhr, gab ihr einen guten Teil der Sympathien wieder, und diese weniger logisch als menschlich durchaus begreifliche Teilnahme der „Bons Français" für Maria Medici wurde um so nachdrücklicher, als der politische Gegensatz zwischen ihnen und Luynes sich zuspitzte, als sie sich mit der Königin in der Feindschaft gegen diesen eins wußten und in ihr eine wertvolle Bundesgenossin für den Kampf zu erwerben hoffen konnten.

Fancan hatte diese innere Entwicklung ebenfalls mitgemacht; auch er warf Luynes aufs heftigste sein Verhalten gegen die Königin vor und forderte deren Rückberufung an den Hof.

Es war wohl auf diesem Boden der Feindschaft gegen Luynes und des gleichzeitigen Eintretens für Maria Medici, wo sich Fancan mit dem engsten Vertrauten der letzteren begegnete, mit Richelieu; dieselben Umstände, welche für die Hinneigung der „Bons Français" zu Maria Medici entscheidend waren, beeinflußten in demselben Sinne ihre Beziehungen zu dem Mann, dessen Schicksal so ganz an das Los der Königin geknüpft war. Als Staatssekretär im Kabinett Concinis hatte er zu ihren heißbekämpften Gegnern gehört, und im besonderen Fancan hatte in seinen Angriffen auf Concini auch dessen Kreaturen, darunter folgerichtig Richelieu, nicht verschont. Nach dem Sturz dieses Kabinetts verschwand aber, ähnlich wie Maria Medici gegenüber die Stellung der „Bons Français" sich verschoben hatte, auch die dem Bischof von Luçon entgegengebrachte feindselige

Stimmung. Hatten bei der Königin die ihr zugefügten persönlichen Kränkungen das meiste dazu getan, ihr die Gunst der öffentlichen Meinung in reichem Maße wieder zu verschaffen, so verdankte Richelieu es seinen eigenen, über die Ursache seines Unglücks gepflogenen Erwägungen und deren praktischer Verwertung, daß er sich in den Augen der „Bons Français" rehabilitierte, später sogar in ihnen seine beste Stütze fand. Zu diesen Erwägungen aber führte ihn der seinem inneren Entwicklungsgang überhaupt zugrunde liegende Ehrgeiz; von vornherein arbeitete er darauf hin, das Verlorene wieder einzubringen, womöglich noch mehr. Daß das System, in welchem er zum erstenmal sein Glück versucht hatte, unhaltbar werden mußte, wurde ihm bald bewußt, auch der äußere Grund: daß es gegen den König gerichtet war. In diesen Fehler durfte er nicht wieder verfallen; die Anhänglichkeit an die Königin-Mutter mußte mit einer bedingungslosen Hingabe an den König verbunden, diese beiden mußten zuvor miteinander versöhnt werden.

So sehen wir Richelieu bald in eifrigster Arbeit, Mutter und Sohn einander näher zu bringen. In der Übernahme dieses Werks fand nun Richelieu den vollen Beifall der „Bons Français"; auch ihre Bestrebungen liefen ja in jener Richtung und der Erfolg, den Richelieu dabei erzielte, kam ihm in ihren Augen ungemein zu statten. Anderseits hatte Richelieu damals allen Grund, sich mit dieser Partei gut zu stellen; unterstützte sie ihn doch am wirksamsten im Kampfe gegen seinen Rivalen Luynes, die gegen diesen geschleuderten Angriffe erfreuten sich jedenfalls seiner Teilnahme. Und deckte sich nicht auch seine politische Überzeugung in einem wichtigen Punkte völlig mit der der „Bons Français"? Wußte er sich nicht mit ihnen eins in der Feindschaft des national empfindenden Franzosen gegenüber Spanien? Ihren radi-

kalen Forderungen und Ratschlägen konnte Richelieu in der von ihm verfolgten Politik des Gleichgewichts zwischen den Parteien später oft nicht folgen, mußte sie bekämpfen: Jene Grundanschauung teilte er mit ihnen, hatte sie auch stets bekannt.[3]

Aus dem Aufenthalt bei Maria Medici stammt auch die persönliche Bekanntschaft mit Fancan. Über die Einzelheiten sind wir leider nicht unterrichtet; die Annahme, daß Fancan mit den Soissons und Longueville etwa um das Jahr 1618 nach Blois gekommen[4] und dort mit Richelieu zusammengetroffen ist, hat das meiste für sich.

Auch er begegnete sich mit Richelieu in der gemeinsamen Feindschaft gegen Luynes; in ihr haben sie wohl die ersten Berührungspunkte gefunden und davon ausgehend haben sich dann die engen Beziehungen zwischen ihnen beiden entwickelt, wie sie beispielsweise für das Jahr 1621 bereits urkundlich[5] feststehen.

Richelieu gewann in dem bekannten Pamphletisten eine unschätzbare Unterstützung für den Kampf, den er noch ungefähr sechs Jahre hindurch zu führen hatte, ehe er sich am Ziel seiner Wünsche angelangt sah.

Ob diese Unterstützung Fancans von vornherein eine vollständig bewußte war, das heißt, ob seine Schriften gegen Luynes und dessen Nachfolger, die Richelieu den ersten Platz streitig machten, die Brularts und La Vieuville alle in der

---

[3] S. Hanotaux: Histoire du Cardinal de Richelieu, t. II, 480 ff.

[4] So bei Hanotaux (Richelieu, t. II, 467).

[5] Diese Intimität bezeugt Fancans Brief an Richelieu (August 1621), worin er ihm Ratschläge für das Verhalten der Königin-Mutter erteilt. Die Autorschaft Fancans steht — der Brief selbst ist anonym — außer allem Zweifel. (Hanotaux II, 469, Fagniez: Le père Joseph et Richelieu, I, 99 f.) Der Brief bei Avenel I, 685.

bestimmten Absicht verfaßt wurden, den Platz für Richelieu freizumachen, kann mit einem kurzen Ja oder Nein nicht entschieden werden.

Gedacht hat er an Richelieu als Leiter der Politik sicher bereits vor dessen Eintritt in den Konseil, es aber, wohl aus taktischen Gründen, vermieden, diesem seinem Gedanken öffentlich Ausdruck zu geben; von irgendwelcher Begeisterung aber oder uneingeschränkter Bewunderung für Richelieu kann keine Rede sein[6], ebensowenig wie auf seiten des Kardinals ein wärmeres persönliches Gefühl anzunehmen ist; opportunistische Erwägungen hatten ihren Zusammenschluß herbeigeführt. Tatsächlich kam ja doch seine gesamte literarische Tätigkeit Richelieu in vollstem Maße zugute; die feinen Intrigen des Hofmanns ergänzten in wirksamster Weise die unerschrockenen Sturmläufe des Pamphletisten.

Am 29. April 1624 sahen sich nun die Bemühungen beider in dem ersten großen Erfolg belohnt: Richelieu wurde in den engeren Konseil berufen.

Mit beinahe uneingeschränkter Genugtuung begrüßte die

---

[6] In welch vorsichtiger, zurückhaltender Form bringt er — bei aller Anerkennung der großen Gaben Richelieus — seine Erwartungen über die zukünftige Politik desselben zum Ausdruck: „Pour le Cardinal de Richelieu, les Courtisans le tiennent raffiné jusques à 22 carats, et les clair-voyants ont opinion que son naturel courageux l'engagera à bien faire pour avoir de la gloire: car étant habile et prudent, comme il est, il n'y a point d'apparence qu'il aille chercher autre appuy qu'en l'authorité legitime de V. M. ny autre subjekt pour employer la grandeur de son esprit, que dans la bonne conduite de vos affaires: autrement tout le monde luy coureroit sus, et serait discredité à jamais, qui est tout ce qu'il doit appréhender."

Aus der „Voix publique", Flugschrift gegen La Vieuville, Sommer 1624. Den Inhalt und Gedankengang dieses wie auch der übrigen Pamphlete gibt Geley ausführlich wieder.

öffentliche Meinung den Eintritt des Kardinals, die scharfen Meinungsgegensätze schienen hier einen Ausgleich gefunden zu haben.

Was die „Bons Français“ mit ihm verband, warum sie ihn unterstützt hatten, haben wir bereits gesehen; andererseits war aber Richelieus Persönlichkeit wie auch Vergangenheit geeignet, ihm das Vertrauen der katholischen Partei ebenfalls in ausgedehntem Maße zu erwerben. Hatte der jetzige Kardinal doch beständig, bereits als junger Bischof von Luçon, sein heißes Interesse für die Kirche und die Rechtgläubigkeit betätigt. Sie dachten wohl noch daran, wie er auf der letzten Ständeversammlung die Rechte seines Standes vertreten hatte, sie erinnerten sich seines literarischen Kampfes gegen die ketzerische Lehre, der von seiner gut katholischen Gesinnung das einwandfreieste Zeugnis abgelegt hatte. Wie wenig man in diesen Kreisen an Richelieus religiösem Eifer zweifelte, geht schon daraus hervor, daß einflußreiche Mitglieder dieser Partei sein Emporkommen aufs lebhafteste begünstigt hatten, daß beispielsweise der Beichtvater des Königs, der Jesuit Arnoux, sich aufs eifrigste für ihn verwandt hatte.

Dafür glaubte man nun auch auf Dank rechnen zu können; mit Zuversicht erwartete man von Richelieu eine rückhaltlose Berücksichtigung der ausgesprochen katholischen Richtung.

Es läßt sich leicht ermessen, mit welcher Spannung die ersten Aktionen des neuen Staatsmannes erwartet wurden.

Die Aufgabe, welche seiner harrte, war gewaltig und begriff beinahe alle politischen Fragen überhaupt in sich. Wir wollen sie hier nur skizzieren.

Die innere Situation des Landes erforderte eine umfassende Reorganisationsarbeit; die Finanzlage war unge-

mein mißlich und verlangte dringend nach Aufbesserung, Justiz und Verwaltung bedurften nicht minder einer gründlichen Revision. Neben diesen Einzelfragen drängten sich dann zwei Probleme von größter Bedeutung in den Vordergrund: Das zukünftige Verhältnis der Regierungsgewalt zum Hochadel, die immer dringender werdende Lösung der Hugenottenfrage.

Den inneren Schwierigkeiten stellten sich in noch weitaus höherem Maße die äußeren zur Seite.

Bisher hatte Frankreich an den nun seit einigen Jahren auf mitteleuropäischem Boden tobenden Kriegswirren keinen tätigen Anteil genommen. Indes hatte die Regierung nicht vermeiden können, sich über ihre Stellungnahme und ihre Sympathien zu äußern. Wo dies geschehen war, so namentlich bei Vermittlung des Ulmer Vertrages[7], war dies ganz offen zugunsten der, allgemein ausgedrückt, katholischen Partei geschehen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Wirkungen dieses Vertrages, an denen Frankreich einen lebhaften Anteil genommen hatte, großenteils den weiteren Erfolg der katholischen Sache bestimmt hatten. Der günstigen Lage des Hauses Österreich — denn dieses bildete ja den Kern der katholischen Partei — in Deutschland entsprach der Erfolg der spanischen Waffen im italienisch-schweizerischen Interessengebiete. Durch die Besetzung des Veltlin und seine Loslösung von Graubünden hatte sich Spanien einen ungemein wichtigen Verbindungsweg von Italien nach Deutschland hinüber geschaffen, ungehindert konnte es seine Truppen von Mailand nach Tirol hinüberwerfen und umgekehrt.

Alles in allem betrachtet, war die Gefahr eines unbe-

[7] Jener Vertrag vom Juli 1620, wo man einen allgemeinen Waffenstillstand in Deutschland durchsetzte, jedoch ausdrücklich den Pfälzer ausschloß, und den so Isolierten der kaiserlichen Macht preisgab.

dingten Überwiegens der österreich-spanischen Kräfte in Europa eminent.

Daß Frankreich in erster Reihe mit dieser Gefahr zu rechnen hatte, mußte jedem bewußt werden, der aus der Vergangenheit zu lernen verstand, der durch das trügerische Phantom eines notwendigen Zusammengehens der katholischen Staaten im Interesse der Rechtgläubigkeit hindurch der Sache auf den Grund schaute und in Spanien Frankreichs natürlichen Feind erkannte. Richelieu hatte diese Erkenntnis sich noch niemals verhehlt[8]; daß er nach ihr seine auswärtige Politik einrichten, daß eine weitere Ausdehnung der spanisch-österreichischen Machtsphäre mit allen Mitteln verhindert werden mußte, stand von vornherein fest.

Gibt bereits die Größe der Aufgabe ein Bild von ihrer Schwierigkeit, wie sehr steigert sich letztere durch den notwendigerweise wechselnden Grundton einer Politik, welche ihre Lösung unternimmt!

Eine Lösung der Hugenottenfrage auf dem Wege des ständigen Handelns und Verhandelns hatte Richelieu nicht im Auge, sie konnte nach den Erfahrungen der letzten Jahre niemals definitiv werden, das heißt, sie konnte der politischen Sonderstellung der Hugenotten kein Ende bereiten; daß hier nur ein radikales Vorgehen abhelfen konnte, daß ein Entscheidungskampf unvermeidlich war, diese Überzeugung hat er, wenn nicht alles trügt, von Anfang an gehabt.

In diesen Auseinandersetzungen konnte und sollte das religiöse Moment nicht fehlen; ihre Tendenz mußte eine katholische sein. Ließ sich nun dies mit der auswärtigen Politik vereinigen? hier kam es doch darauf an, sämtliche vorhandene Kräfte gegen das Haus Österreich mobil zu

[8] Als Beispiel die Instruktion an Schomberg aus der Zeit seines ersten Ministeriums (Avenel I, 208).



machen, das heißt seine zahlreichen, doch vorzugsweise protestantischen Feinde zu sammeln und zu unterstützen.

Der äußeren Politik die Front gegen die erklärte Vormacht des Katholizismus zu geben und dabei doch die katholischen Interessen nach Möglichkeit hochzuhalten — denn letzteres erstrebte Richelieu stets — und demgemäß im inneren eine antihugenottische Politik zu verfolgen, diese so widerspruchsvollen Forderungen miteinander vereint, ergaben ein Problem kompliziertester Art.

Der Umstand allein, daß sich Richelieu dazu entschloß, der äußeren Politik trotz aller inneren Vorbehalte eine antihabsburgische Richtung zu geben, genügte, um die „Bons Français" ihr dem Kardinal geschenktes Vertrauen nicht bereuen zu lassen; es ist für sie der Moment, wo sie die zwar nicht unfruchtbare, aber doch unbefriedigende Rolle als mehr oder weniger heftige Opposition gegenüber der Regierung verlassen und ihre Kräfte einer positiven Arbeit widmen können. Nochmals hüten wir uns, an eine überschwengliche Aufnahme Richelieus seitens dieser Männer zu glauben, zu oft schon hatten sie von einem Kabinettswechsel einen Systemwechsel erhofft, zu oft hatte sie diese Hoffnung betrogen; aber die Gründe, welche sie für Richelieu einnahmen, stützten sich doch auf ziemlich feste Fundamente, waren jedenfalls stark genug, um Fancan zu veranlassen, dem Kardinal seine Kräfte rückhaltlos zur Verfügung zu stellen.

Und diesem lag es fern, ihn zurückzuweisen. Vergessen wir nicht, daß wir im Jahre 1624 es noch nicht mit dem fertigen Staatsmann zu tun haben; auch Richelieu hat jene Summe staatsmännischer und diplomatischer Kunst, durch die er seine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat, zum großen Teil erst während seiner Amtsführung und durch sie sich zu eigen gemacht; damals, wo er sich der seiner

harrenden Mühelast wohl bewußt war, stellte sich ihm die Notwendigkeit, politisch geschulte Männer zur Unterstützung heranzuziehen, von selbst.

Fancans Verhältnis zum Minister war in keiner Weise irgendwie offizieller Natur; wie Pater Joseph verbanden auch ihn rein persönliche Beziehungen mit Richelieu, die, in der Zeit der Verbannung Maria Medicis angesponnen, sich während des gemeinsam geführten Kampfes gefestigt hatten und nun, nach Erreichen des Zieles, naturgemäß noch intimer wurden; denn Fancan sah in einem engen Verhältnis zum leitenden Minister den besten Weg, an einer Verwirklichung seiner hohen patriotischen Ideale mit Erfolg zu arbeiten, und Richelieu hoffte von den ihm wohlbekannten Talenten und Kenntnissen Fancans eine Erleichterung seiner Aufgabe; in ihm selbst aber, müssen wir hinzufügen, sah er ein persönliches Werkzeug für seine ehrgeizigen Pläne.

Wie weit diese letztere Hoffnung berechtigt war, wird der Verlauf unserer Untersuchung erweisen, was die erstere betrifft, so konnte Richelieu mit vollem Recht die besten Erwartungen hegen. Von welchem Einfluß Fancans literarische Tätigkeit auf die politischen Ereignisse gewesen war, hatte er selbst mit Gewinn erfahren; der Wert einer mit dieser Überzeugungstreue, mit diesem grandiosen Schwung geführten Feder war für den, dessen Sache sie vertrat, unschätzbar; sie gab die schärfste, zugleich die bequemste Waffe gegen jeden Rivalen ab. Hier, bei Fancan, vereinte sich aber mit dem angeborenen Talent des Publizisten ein reiches Wissen, ein intensives Interesse auf dem Gebiete aller politischen Fragen.

Wir sahen bereits, daß die Entstehung und Entwicklung der „Bons Français"-Partei auf den Widerspruch gegen die auswärtige Politik zurückzuführen ist, daß ihr leitender Gedanke eine Wiederherstellung der internationalen Beziehungen

ihres Landes im Sinne Heinrichs IV. war. In dem Bestreben nun, hieran unmittelbar mitzuwirken, hatte Fancan in rastlosem Bemühen eine umfangreiche politische Korrespondenz angesponnen. Ein Blick in die Liste der in seinem Kabinett gefundenen Papiere gibt eine Vorstellung von ihrer Ausdehnung. Leider müssen wir uns bezüglich ihres Inhalts mit den eben in dieser Liste gegebenen kurzen Analysen begnügen, da, mit ganz wenigen Ausnahmen, die Briefe selbst nicht mehr vorhanden sind; immerhin aber erfahren wir, daß Fancan seine Korrespondenz bis London, bis Köln, Brüssel und München hin ausgedehnt hatte. Welche Ziele er damit verfolgte, werden wir an anderer Stelle zu verfolgen haben; erwähnen wir hier nur, daß Fancan durch diesen Briefwechsel sich zu einem der ausgezeichnetsten Kenner der politischen Verhältnisse jener Länder entwickelt hatte, wo er eben seine Korrespondenzen hatte.

Richelieu wußte den Vorteil, einen zuverlässigen Berichterstatter im Rücken zu haben, außerordentlich zu schätzen; Pater Josephs gute Orientierung in der katholischen Welt, welche dieser sich durch seine Reisen erworben hatte, ergänzte Fancan in bezug auf England und Deutschland.

In der deutschen Frage war es denn auch, wo Fancan zuerst im Auftrage der Regierung in Person verwandt wurde. In den ersten Tagen des Mai 1624 reist er als Agent der französischen Regierung nach Köln zum Bruder Maximilians von Bayern.[9]

---

[9] Der Plan zu dieser Reise muß bereits vor dem offiziellen Eintritt Richelieus in den Conseil gefaßt worden sein, die Ausführung erfolgte erst unter Richelieus Teilnahme an der Regierung und unter seiner Billigung.

Wir haben sie deswegen mitbehandeln zu müssen geglaubt.

Da die Beziehungen Frankreichs zum Hause Bayern einen breiten Raum in unserer Darstellung einnehmen werden, so verlohnt es sich wohl an dieser Stelle, einen Rückblick auf sie zu werfen, welcher uns zugleich die Vorgeschichte dieser Mission Fancans gibt.

Die mit Ausgang des Mittelalters einsetzende Tendenz der innerpolitischen Entwicklung Deutschlands, die Zusammenschließung und Kräftigung der einzelnen Territorien, erhält ihre beste Illustration in der Geschichte des Herzogtums Bayern. Deutlich kommt hier seit Mitte des 16. Jahrhunderts der Einfluß westeuropäischer Vorbilder in der Bildung fürstlicher Zentralbehörden zum Vorschein; politische und wirtschaftliche Geschlossenheit erhöhen die Kräfte und die Bedeutung des Landes in jeder Weise. Auch hier ringen freilich noch Fürst und Stände um die Vorherrschaft, bedeutend früher aber als in den übrigen Territorien fällt in Bayern die Entscheidung zugunsten des Fürsten, und diesem Umstand verdankt es wohl seinen Vorsprung in Deutschland. Unter Maximilian I., einem der befähigsten und tatkräftigsten Regenten der Zeit, konnte Bayern jedenfalls mit vollem Recht den ersten Platz neben der kaiserlichen Gewalt beanspruchen. Kein Wunder, wenn man in Wien und auch Madrid diese die Vorherrschaft des Hauses Habsburg bedrohende Entwicklung mit bedenklichen Augen betrachtete. Man hatte zur Niederwerfung des Pfälzers die kriegstüchtige Armee der katholischen Liga, deren Seele Maximilian von Bayern war, herbeirufen müssen, hatte Maximilian als Pfand für seine Auslagen die Oberpfalz eingeräumt und ihm schließlich seinen brennendsten Wunsch, die Übertragung der pfälzischen Kur, gewährt; aber das alles doch nur, weil man mußte, mit recht wenig Freude, zum Teil erst nach langem Handeln und Feilschen, und nichts war mehr geeignet, das Mißtrauen

zu vertiefen als die infolge eben dieser Konzessionen stetig wachsende territoriale wie faktische Macht des bayerischen Rivalen.

Damit eröffnete sich aber der französischen Politik ein neuer Ausblick; was konnte ihrer antihabsburgischen Richtung besser entsprechen als eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen den beiden mächtigsten deutschen Fürsten?

Daran zu arbeiten, lassen sich die national denkenden Politiker Frankreichs aufs eifrigste angelegen sein. Ihr letzter Wunsch erstreckte sich sogar auf die Ersetzung der Habsburger in der Kaiserwürde durch die Bayern, schon vor der Wahl Ferdinands II. hatte eine internationale Koalition, deren Kern aber in Paris zu suchen ist, sich Mühe gegeben, seine Wahl zugunsten Maximilians zu hintertreiben. Uns interessiert dabei besonders, daß auch Fancan dabei beteiligt war und sich namentlich durch seine Vermittlung zwischen den einzelnen diplomatischen Vertretern der beteiligten Mächte verdient gemacht hatte.[10]

War auch dieser Plan gescheitert, so gab doch die französische Regierung das nun einmal als nützlich erkannte Prinzip nicht auf. Der Wunsch, in Deutschland eine sogenannte dritte Partei zu bilden, deren Kern Bayern sein sollte, um den herum sich dann die katholischen, vielleicht aber auch protestantischen Kurfürsten scharen sollten, veranlaßte sie zu dem weitesten Entgegenkommen gegenüber Maximilian. So unterstützte Frankreich seine Bestrebungen

[10] Ein Brief Fancans an Sir Edmondes — englischer Gesandter in Paris 1617 — spricht von dieser seiner Tätigkeit. Stowe, Mss. 176.

Ein Schreiben an den Pfälzer — Verfasser unbekannt — spricht von Fancan in demselben Sinne: „C'est à scavoir, que l'affaire (die Wahl Maximilians) se traite icy par un certain chanoine de cette nation, nommé Fancan, homme fidèle et bon français . . . .“ ibid. 175, 208—209.

nach der Kur aufs nachdrücklichste und erfolgreichste, und setzte auch seinen territorialen Fortschritten keinen Widerstand entgegen.

Maximilian, und ebenso sein Bruder Ferdinand von Köln, gerade kein bedeutender Politiker und eine der kraftvolleren, erfahreneren Persönlichkeit Maximilians im allgemeinen willig sich unterordnende Natur, würdigten und pflegten die französische Freundschaft durchaus.

Zu der richtigen Empfindung, daß Habsburg einem weiteren Aufblühen des bayerischen Hauses wenig freundlich gegenüberstehe, kam, zumal bei Maximilian, ein nicht zu unterschätzendes deutschnationales Bewußtsein, welches die stetige Erweiterung des spanischen Einflusses in Deutschland mit steigendem Widerwillen ertrug. Nachdem später der französische Einfluß den spanischen verdrängt hatte, übertrug sich seine Abneigung folgerichtig auf diesen; damals, in den ersten zwanziger Jahren, konnte von einer bedrohlichen Stärke desselben noch keine Rede sein, und Maximilian bediente sich gern der traditionellen Feindschaft Frankreichs und Spaniens.

Gerade um diese Zeit, 1623, rechtfertigte die politische Situation eine Anlehnung an Frankreich besonders. Die kostbarste Frucht seiner bisherigen Unternehmungen, die pfälzische Kur und die pfälzischen Besitzungen, schien ihm bedroht durch eine geplante Heiratsverbindung zwischen einer spanischen Infantin und dem englischen Thronfolger, dem Schwager des verjagten Pfalzgrafen. Seine Furcht war teilweise berechtigt; denn England versprach sich von dieser Verbindung ein Entgegenkommen Spaniens gegenüber dem Pfälzer und zögerte nicht, Spanien im voraus einige kleine Abschlagszahlungen in Gestalt pfälzischer Plätze zukommen zu lassen.



Dasselbe Mißbehagen, wenn auch aus anderen Gründen, erregte dies Heiratsprojekt in Frankreich, und so finden wir in diesem Jahre Frankreich und Bayern in engster Fühlung.

Wenn nun trotzdem alle diese gemeinsamen Gesichtspunkte nicht zu einem dauernden und aufrichtigen guten Verhältnis zwischen den beiden Ländern führten, so lag der Grund in der Menge der konfessionellen Widersprüche, der politischen Komplikationen, welche der 30jährige Krieg mit sich brachte.

Die Gefahr eines englisch-spanischen Einvernehmens verschwand infolge des Abbruchs der Heiratsverhandlungen, nicht aber die einer Verstärkung der englisch-pfälzischen Position überhaupt; denn an Stelle der spanischen Infantin wurde jetzt die Schwester des französischen Königs als Gemahlin des zukünftigen englischen Herrschers in Aussicht genommen, mit großem Eifer pflog man in Paris Verhandlungen. Genügte schon dies, um bei dem von Natur überaus mißtrauischen Bayernherzog lebhafte Beunruhigung über Frankreichs zukünftige Haltung gegenüber seinen Interessen zu erwecken, so mußte ein anderes Moment sie wesentlich verstärken.

Die entschiedene Stellung gegen Spanien, welche Frankreich durch seinen Vertrag mit Venedig und Savoyen zur Regelung der Veltliner Frage, die sogenannte Lyoner Liga, eingenommen hatte, lief als solche den bayerischen Interessen keineswegs zuwider, wurde aber zu einer Quelle steter Beunruhigung für Maximilian infolge der Übernahme Mansfelds in den Dienst dieser Koalition. Mansfeld war für ihn der widerwärtigste und gefürchtetste Feind alles katholischen Wesens, und vom Standpunkt der katholischen Liga aus betrachtet, hat dieses Urteil auch seine Berechtigung. Wenn Maximilian aber an diesen Akt den Verdacht knüpfte,

daß Mansfelds Scharen wieder von Norden aus auf die deutschen Bundesgebiete losgelassen werden sollten, so ließ sein Argwohn ihn, wenigstens was Frankreichs Absichten um diese Zeit betraf, hier weit über das Ziel hinausschießen, entsprechend den Folgerungen, die er etwas später an die englisch-französischen Heiratsverhandlungen knüpfte.

Jedenfalls gab Mansfeld zu lebhaften diplomatischen Erörterungen zwischen dem französischen Residenten am Wiener Hof: Herrn de Vauggy und dem bayerischen Rat Jocher Anlaß[11], und aus dem immer wiederholten Beteuern des beiderseitigen besten Willens klingt doch ein recht lebhaftes Mißtrauen von bayerischer Seite heraus.

Es waren also in der Hauptsache diese beiden Erwägungen, welche Bayerns Verdacht erregten und das von beiden Seiten erstrebte Einvernehmen zu stören drohten.

Im Sinne der französischen Politik, welche diesem Einvernehmen mit Bayern auch eine wohlwollende Haltung gegenüber den protestantischen Reichsständen an die Seite stellen zu können hoffte, geschah nun auch die Entsendung Fancans nach Köln in den allerletzten Tagen des April oder zu Beginn des Mai 1624. Der Umstand, daß man ihn, dessen Mission sich doch in der Hauptsache auf Bayern bezog, nicht direkt nach München schickte, findet leicht seine Erklärung. Zur wesentlichen Erleichterung der Verhandlungen trug bereits bei, daß Fancan mit Ferdinands Kämmerer und leitendem Minister, Rechem, persönlich bekannt war; er hatte bereits während der Intrigen gegen die Wahl Ferdinands mit Rechem zusammen für Maximilian gearbeitet, und ebenso stand der kölnische Agent in Brüssel, Morraeus, schon seit Jahren mit Fancan in Korrespondenz.[12]

[11] Münchener Reichs-Archiv, Fasz. XIX, 171.

[12] Liste Nr. 874; außerdem weist Ferdinand in seinen Briefen häufiger auf diesen Umstand hin.

Den Ausschlag aber hatte wohl die Persönlichkeit Ferdinands gegeben. Nichts weniger als ein Politiker, eine, wenn man so sagen darf, viel harmlosere Natur als sein erfahrener und vorsichtiger Bruder, schien er der doppelzüngigen französischen Politik ein geeigneteres Organ zur Entgegennahme ihrer Vorschläge als Maximilian. Hinzu kam, daß Ferdinand unmittelbar in seinem Bistum Lüttich Belästigungen und Schädigungen infolge des Durchzugs spanischer Truppen erfuhr, und man bei ihm eine noch um einen Grad erhöhte antispanische Gesinnung voraussetzte.

In der Sache machte es wenig Unterschied, ob man sich an diesen oder jenen der beiden persönlich wie politisch eng verbundenen Brüder wandte, und die Berechnung von französischer Seite aus, daß Köln und München über Fancans Mission in lebhaften Gedankenaustausch treten würden, erweist sich durch die Korrespondenz der beiden Kurfürsten als durchaus richtig.

Wir sind in der glücklichen Lage, durch sie auch über den Inhalt von Fancans Mission gut unterrichtet zu sein. Fancan hat danach anfangs mit Ferdinands Diplomaten Rechem und Doktor Altenhoven, später mit dem Kurfürsten selbst konferiert und außerdem eine schriftliche Fixierung seiner Vorschläge überreicht.

Diese gipfeln in dem Wunsche nach einer engen Union zwischen Frankreich und dem Hause Bayern, unter Hinweis auf die von Spanien her drohende Gefahr; das höchste und letzte Ziel dieser Union wird mit dem so beliebten Schlagwort einer „Pazifikation Germaniens“ dargestellt, eine Vorstellung, die in dieser allgemeinen Form aber schwerlich den Ideen weder des Ausfertigers noch des Überbringers dieses Vorschlages entsprochen haben dürfte.

Hinter diesen vagen Auslassungen standen jedoch For-

derungen, welche jene nur abschwächen sollten: einerseits die Erklärung, daß Bayern sich niemals mit Spanien verbinden werde, anderseits die Einstellung aller Feindseligkeiten gegenüber den Protestanten seitens der ligistischen Armee.

Im Vergleich zu den späteren Verhandlungen Frankreichs und Bayerns, wo man für jede Konzession auch gleich eine Gegenkonzession bereit hat, erscheint Frankreich hier als der in seinem Bewußtsein überlegenere, der seine Forderungen stellen kann, ohne zu entsprechender Gegenleistung verpflichtet zu sein. Nicht genug damit, bringt Fancan — und das tut er wohl aus sich selbst heraus — einen indirekt warnenden, ja drohenden Ton in die Verhandlungen; denn so muß man seine wiederholten Anspielungen auf die englisch-französischen Heiratsverhandlungen verstehen.[13]

Sicher waren die hierauf bezüglichen Bemerkungen in erster Reihe auf Maximilian und dessen empfindlichsten Punkt, die pfälzische Kur, berechnet; der Gedanke, daß Frankreich infolge seiner Beziehungen zu England mit einer Restitution des Pfälzers sympathisieren könnte, mußte ihm die meiste Sorge machen, und ihn mittelst dieser zu einem schnellen, den französischen Wünschen entsprechenden Entschluß zu treiben, war das Ziel Fancans.

Tatsächlich machte sich auch der Einfluß der englisch-französischen Unterhandlungen auf Frankreichs Stellung gegenüber der Kurfrage in Fancans Unterredungen mit Ferdinand geltend; denn wenn er hier den Gedanken hervortreten ließ, daß die Kur-Inhaberschaft auf die Person des

[13] „— ganz ungesehen, daß Engellandisch matrimonium mit Frankreich vermuetlich unschwer gewißlich vor sich gehen werde." Mit diesen Worten gibt Ferdinand eine — offenbar hingeworfene aber deswegen um so wirkungsvollere — Bemerkung Fancans wieder. Brief vom 15. V. 1624. Münchener Geh. Staatsarch.; Kurköln. Korr. 40/15—40/20.

gegenwärtigen Herzogs beschränkt, dann der pfälzischen Linie zurückgestellt werden sollte, so sahen die bayerischen Fürsten mit Recht hierin ein beträchtliches Abweichen Frankreichs von seiner zur Zeit der Kurübertragung eingenommenen Stellung in einem den bayerischen Interessen zuwiderlaufenden Sinne. Es ist aber nicht anzunehmen, daß man französischerseits allen Ernstes ein solches Zurückweichen Bayerns angenommen hat, vielmehr hatte wohl die Entsendung Fancans überhaupt mehr den Zweck, die Ansichten dort zu sondieren, als wirklich zu einem Abschluß zu kommen.

Ferdinand blieb denn auch die Antwort nicht schuldig, und zwar fiel diese, wie nicht anders zu erwarten war, in den Hauptpunkten negativ aus. Was die Kur beträfe, „so könte er wohl gedenken, daß es Bayern nit tunlich die beschehene translation in Zweifel oder disputat kommen zu lassen; Frankreich wurde solches zuversichtlich auch nit billig erachten oder nachgeben, weil Es selbig translation zu Regensburg selbst befordern holfen“.[14]

Fancan ist höflich genug, auch für diesen Standpunkt Verständnis zu zeigen; den Vorschlag des Kurfürsten, doch noch zu Maximilian und den geistlichen Kurfürsten zu gehen, weist er mit der Begründung ab, daß es ihm dafür an Beglaubigungsbriefen mangele, daß ferner seine Anwesenheit in Paris nötig sei; es gälte nämlich Abmachungen zu verhindern, welche später schwer wieder rückgängig zu machen seien. Mit dem Versprechen, hierin sein möglichstes zu tun, sowie seine Beziehungen mit dem Hause Bayern durch Vermittlung des bayerischen Agenten in Paris, Küttner, weiter zu pflegen, verabschiedet er sich von Ferdinand.

Das Resultat, welches er heimbrachte, war, rein praktisch genommen, ein durchaus negatives, aber wie gesagt,

[14] Ferdinand an Maximilian v. 15. V. 1624.

der Eindruck, daß es sich hierbei mehr um eine Rekognoszierung gehandelt hat, läßt sich angesichts dieser Forderungen, welche durch das beiderseitige Kräfteverhältnis nicht gerechtfertigt waren, nicht verscheuchen, und von diesem Gesichtspunkte betrachtet, hatte Fancans Mission ihren Zweck erfüllt, hatte eine Grenzlinie festgestellt.

Und noch ein Ergebnis: Ferdinand hatte sich Fancans speziellen Forderungen gegenüber ablehnend verhalten, sein Gesamteindruck von den verflossenen Erörterungen war kein schlechter. Hier zeigt sich zugleich, wie richtig man in Paris spekuliert hatte, wenn man bei Ferdinand ein leichteres Spiel als bei Maximilian zu finden erwartet hatte.

Während letzterer nämlich aus seiner Skepsis, ja seiner Nichtachtung gegenüber den französischen Anträgen und ihrem Überbringer gar kein Hehl macht, die Vorschläge als unannehmbar, Fancan als eine zweifelhafte Persönlichkeit, mit der man nichts abschließen dürfe, bezeichnet[15], sucht Ferdinand das Mißtrauen seines Bruders nach Möglichkeit niederzuschlagen; Fancan gehöre zu den bestunterrichteten Persönlichkeiten am französischen Hof; seine Kenntnisse könnten von großem Nutzen sein, und die Grundidee seiner Anerbietungen, eine Friedensintervention Frankreichs, sei jedenfalls zu begrüßen.[16]

Alle Bedenken Maximilians zu verscheuchen, gelang nun zwar Ferdinand nicht, aber indem er Fancans Vertrautheit mit den politischen Vorgängen hervorhob, legte er Maximilians praktischem Geschäftsgeiste nahe, die Verbindung mit diesem gut unterrichteten Manne nicht ganz zu lösen. Sicher also mit Maximilians Einverständnis hat der von Fancan schon in Köln in Aussicht gestellte Verkehr zwischen ihm

[15] Maximilian an Ferdinand v. 26. V. 1624.

[16] Ferdinand an Max v. 9. VI. 1624.

und dem bayerischen Agenten Küttner sich zu einem derartig regen entwickelt, wie er sich uns nach zuverlässigen Berichten darstellt.

Die Aufzeichnungen des römischen Nuntius Spada dienen dafür als Beleg, daß Fancan bald nach seiner Rückkehr aus Köln Gelegenheit nahm, häufige Zusammenkünfte mit dem bayerischen Vertreter herbeizuführen; da dieser wiederum gemäß den Anweisungen seines Hofes engste Fühlung mit dem Nuntius hatte, so gelangten wohl fast alle Auslassungen Fancans zur Kenntnis Spadas, der sie teils mittels seiner offiziellen Berichte der Kurie unterbreitete, teils in zusammenhanglosen, oft unverständlichen Bemerkungen zu Papier brachte.

Rein inhaltlich genommen, sind nun die uns derart übermittelten Äußerungen Fancans von nicht gerade großer Bedeutung; sie dienen lediglich jener diplomatischen Kleinkunst, die, von nicht offiziellen Vertretern ausgeübt, mit der hohen Diplomatie die Werkzeuge, das Verheißen und die Drohung gemeinsam hat, für sich aber den Vorteil, daß sie zu nichts verpflichtet.

Wohl aber bietet die Art, wie diesen Berichten Spadas zufolge der bayerische Agent ihm die Auslassungen Fancans mitgeteilt hat, viel Interesse. Es zeigt sich nämlich, daß für Küttner Fancan in vollstem Einverständnis mit Richelieu steht, daß seine Eröffnungen denen des Kardinals selbst völlig gleichzusetzen sind.

Dieselbe hohe Einschätzung erfährt Fancan von einer Persönlichkeit, deren Urteil für die bayerischen Fürsten wohl das größte Gewicht hatte.[17] Pater Hyacinth, der Vertrauens-

[17] „In tanto le fo sapere che quel Canonico Fancan nota a. V. A. ha molta autorità col Sig.e Cardinal Richelieu e molta familiarità, fa buoni officiy per Germania e spetialmente per la casa di Baviera, e

mann Maximilians und Ferdinands, kam im Herbst 1624 nach Paris, um seinerseits an einer Verbindung Frankreichs und Bayerns zu arbeiten, allerdings in einer Tendenz, welche durch ihr maßloses, ausschließliches Betonen der katholischen Interessen wenig Aussicht auf Erfolg bot. Um so mehr interessiert uns das von ihm über Fancan gefällte sympathische Urteil; er hebt die guten Dienste Fancans für das Haus Bayern hervor. Versteht er darunter die emsige Tätigkeit, welche Fancan im Auftrage Richelieus im Verkehr mit dem bayerischen Agenten entfaltet, unterstützt durch seine reiche Kenntnis der deutschen Verhältnisse, so läßt sich gegen den von ihm gewählten Ausdruck nichts einwenden. Glaubt er aber — und wir vermuten das — weitergehen zu können und als Motiv dieser „buoni officii" eine wirkliche Hinneigung Fancans zum Hause Bayern annehmen zu können, den aufrichtigen Wunsch, gemeinsam mit den französischen auch den bayerischen Interessen zu dienen, so hat den in langjähriger politischer Tätigkeit erfahrenen Kapuziner seine Menschenkenntnis hier im Stich gelassen.

Allerdings ist dieser Irrtum verständlich; Hyacinth und mit ihm sein Auftraggeber wußten von Fancan nichts anderes, als daß er ein Agent Richelieus sei. Vergegenwärtigen wir uns aber, daß Richelieu persönlich in den ersten Monaten seines Ministeriums von bayerischer Seite durchaus Vertrauen entgegengebracht wurde; dieselben Hoffnungen, welche die französische Zelotenpartei auf die Politik eines Kardinals

tratta confidemente coll' Agente Kütner, il quale e un garbato huomo; tengo che sia bene che V. A. ordini ad alcuno de suoi ministri o al Conte de Rechem che tenga avvisato delle cose che passano in quella bande, perche vengono molte nuove false . . . . ."

Hyacinth an Ferdinand, 11. XI. 1624. G. B. St.-Arch. Kurköln. Korr. 40/17.

setzte, erfüllten, wenn auch in bescheidenerem Maße, Maximilian von Bayern.[18] Kein Wunder, wenn Hyacinth in dem Mann, von dessen Intimität mit Richelieu er selbst Zeuge war, dieselbe vertrauenswürdige Gesinnung annehmen zu können glaubte.

Maximilians Erwartungen in bezug auf Richelieu nun waren insoweit berechtigt, als dieser in seiner deutschen Politik ein Einverständnis mit Bayern nicht entbehren, und aus dieser Überzeugung heraus billigen Forderungen des bayerischen Kurfürsten, namentlich solchen, die seine persönliche Stellung betrafen, sich nicht verschließen zu können glaubte. Daß bei Richelieu nicht nur nüchterne politische Erwägungen mitgespielt haben, daß auch seine persönliche Sympathie ihn auf diesen Weg eines Zusammengehens mit dem Haupt der katholischen Liga verwiesen habe, ist neuerdings mit Nachdruck betont und auch überzeugend nachgewiesen worden.[19]

In der festen und richtigen Überzeugung aber, daß Richelieu über allen Gefälligkeiten nach außen hin, selbst wenn sie aus wirklicher Sympathie hervorgehen sollten, niemals den Boden einer rigoros national-französischen Politik verlassen würde, daß er sich in diesem leitenden Gedanken mit ihm vollends eins wußte, stellte Fancan auch in den Verhandlungen mit dem Hause Bayern, dem leitenden Staatsmann seine Kenntnisse und Geschicklichkeit zur Verfügung und sah sie gern angenommen. Aber nur ungern folgte er Richelieu auf diesen Weg, weder wünschte er einen Erfolg der Verhandlungen in dem Sinne, daß durch Nachgiebigkeit Bayern gegenüber ein Zusammengehen erzielt würde, noch glaubte er an ihn.

---

[18] Daß Maximilian anfangs — ganz im Gegensatz zu später — auf Richelieu baute, bekennt er selbst in einem Briefe an Ferdinand. 26. V. 1624.

[19] G. Fagniez: Le père Joseph et Richelieu.

Wie fehl würde man nun aber gehen, wollte man Fancan deswegen Mangel an Aufrichtigkeit oder ein schwächliches Handeln gegen seine bessere Überzeugung zum Vorwurf machen! Freilich, hätte die Tätigkeit des Mannes sich auf jenes Handeln und Verhandeln in höherem Auftrage beschränkt, wäre er in Wirklichkeit nur der Agent des Ministers gewesen, welcher ihm die Direktive seines Tuns gab, so hätte ihn obiger Vorwurf mit Recht getroffen.

Aber diesem Geist, welcher aus den reichen Anregungen des politischen Denkens seine besten Kräfte sog — eine geistige Bereicherung, wie sie allerdings nur aus dem Boden einer natürlichen und gesunden, einer vaterländisch-praktischen Politik gewonnen werden kann —, konnte diese immerhin unselbständige und abhängige Betätigung allein keine Befriedigung verschaffen. Seine wahre und ganze Persönlichkeit zeigt sich uns erst auf dem Gebiet, welches ihm schon in der Vergangenheit einen Namen gemacht hatte: der politischen Schriftstellerei.

Die Umgestaltung der Verhältnisse, zumal der eigenen, hatte nun der äußeren Form seiner Schriften einen anderen Charakter gegeben, ihr unmittelbarer Zweck war ein anderer geworden. Dem scharfen Gegner der Concini, der Luynes, der Brularts und Vieuvilles, also der Regierung, bot die allerbreiteste Öffentlichkeit das ausschließliche Feld, wo er mit seinen literarischen Gaben wirken konnte, die gedruckte Flugschrift gab das alleinige Mittel ab. Eine unschätzbare Waffe für den Kampf, verlor sie nach Beendigung desselben für Fancan an Bedeutung, seine ganze, jetzt frei gewordene Kraft konnte er einer dankbareren und positiveren Aufgabe zur Verfügung stellen.

Vom Jahre 1624 ab entstehen die meisten jener für den Gebrauch der Regierung bestimmten großen Denkschriften und

Abhandlungen, welche allein schon dank der Fülle ihres Materials, mehr aber noch durch dessen scharfsinnige und geschickte Zusammenstellung, ihren logischen Aufbau, der zu einem klaren, fest begrenzten Ergebnis führt, außerordentlich wertvoll waren und als solche auch gewürdigt wurden.

Welch Unterschied gegen früher! Damals ein Pamphletist, dessen literarische Erzeugnisse schon bei ihrem Erscheinen oben mit Mißbehagen, ja mit Furcht betrachtet wurden; jetzt der willkommene Mitarbeiter der Regierung, dessen reiche Kenntnisse man gerne verwertete.

Gerade nun die Folgerung, die man an jene Tätigkeit Fancans in der bayerischen Frage knüpfen könnte, daß er nämlich dem Kardinal zuliebe seine Überzeugung verleugnet und sich dessen Willen widerspruchslos gebeugt hätte, erfährt in diesen Denkschriften ihre schlagendste Widerlegung. Den Unterschied seiner und des Kardinals Ansichten, welcher sich im letzten Grunde auf einen verschiedenen Grad des religiösen Empfindens zurückführen läßt, kannte Fancan wohl, aber diese Erkenntnis hinderte ihn keinen Augenblick, den von ihm für richtig befundenen Standpunkt mit Energie zu vertreten, um seine allgemeine Anerkennung zu kämpfen. Dieselbe Erkenntnis hat ihm ebensowenig verboten, seine Kräfte in den Dienst Richelieus zu stellen, da er sich mit diesem in vielem eins wußte; Unerschrockenheit und Wagemut legten ihm aber den Versuch nahe, den Kardinal ganz und gar in seine Gedanken hineinzuziehen. Hierin hatte er seine Kräfte überschätzt, und aus eben dieser Selbsttäuschung nicht zum wenigsten ist ihm sein späteres Schicksal erwachsen.

Das Bild einer ungemein ausgedehnten Interessensphäre ergibt sich uns aus der Durchsicht dieser Schriften; kaum irgendeine wichtigere Frage des öffentlichen Lebens,

die er nicht behandelt, und zwar mit dem Nachweis sachverständigen und klaren Wissens behandelt hätte. Und doch stehen ihm alle die verschiedenartigen Probleme in unlösbarer Verbindung, mag er über geistliche Reformen, über Finanzpolitik, über auswärtige Politik reden, nie beschränkt er sich auf eine trockene theoretische Abhandlung, hinter allem steht immer wieder ein Gedanke: die Größe Frankreichs.

Ein im Innern kräftiges, besonders aber einiges Frankreich im Kampfe gegen Österreich-Spanien, das sind die Losungsworte von Fancans ganzer politischer Tätigkeit.

Die politische Situation, welche Richelieu bei seinem Eintritt in den Konseil vorfand, ließ die Frage nach den inneren Zuständen verhältnismäßig zurücktreten, da der Bürgerkrieg wieder einmal beendet war. Harrten auch noch genügend andere Schwierigkeiten im Innern ihrer Erledigung, so mußte doch die äußere Politik seine erste Sorge in Anspruch nehmen. Wie wir wissen, wurde ihre Tendenz eine ausgesprochen antihabsburgische; entsprach das schon dem Wunsche eines kleinen Teiles der französischen Nation wenig, so hegten andere schwere Bedenken gegen den wirksamsten Bestandteil dieser Politik: die Unterstützung der protestantischen Feinde des Hauses Habsburg. Diese Frage von weittragender prinzipieller Bedeutung einmal ausführlich zu beleuchten und theoretisch zu entscheiden, machte sich Fancan zur Aufgabe.

In einer umfangreichen Abhandlung[20] erörtert er die Berechtigung der Hilfeleistung an Andersgläubige, ausgehend

[20] „Discours sur cette question: S'il est loisible de porter les armes pour un Prince de diverse Religion et s'allier avec lui.“ Arch. des Affaires Etrangères France 14, fol. 71—96.

Das vorliegende Exemplar ist nicht von Fancans Hand, seine Autorschaft aber ergibt sich aus Nr. 302 der Liste.

von einem Fall, wo ein Priester drei in holländischen Diensten stehenden französischen Offizieren die Absolution verweigert hatte. Mit Benutzung vieler Beispiele, die seiner Kenntnis in politischer wie Kirchengeschichte, sowie seiner literarischen Bildung ein glänzendes Zeugnis ausstellen und unter Heranziehung durchaus gesunder und nüchterner politischer Grundsätze kommt er zu dem Ergebnis, daß ein prinzipielles Verbot dieser Art weder theoretisch noch praktisch zu verteidigen ist. — Wir gehen wohl nicht fehl in der Vermutung, daß diese ungemein breite Abhandlung für die mit den Niederlanden gepflogenen Verhandlungen bestimmt war. Ihre Abfassungszeit fällt in den Sommer 1624; es ergibt sich nicht mit Bestimmtheit, ob sie vor oder nach dem im Juli abgeschlossenen Vertrag zu suchen ist; denn während manches darauf hinweist, daß man um dieses Ziel noch kämpft, sprechen wieder andere Stellen dafür, daß die Alliance schon geschlossen sei. Der letztere Fall gewinnt allerdings dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die auffallende Breite der Schrift, ihre reiche Argumentation, sowie äußere Form ihr ein amtliches Aussehen gibt und den Gedanken erweckt, daß sie der Regierung als Rechtfertigung dienen sollte gegenüber den zahlreichen Anfeindungen, welche diese offizielle Verbindung mit einer protestantischen Macht hervorrief. Sicher ist, daß in diesem Falle Fancan sich seiner Aufgabe mit Freuden unterzogen hat; und an dieser Stelle darf hervorgehoben werden, daß er persönlich auch nicht das geringste Bedenken vor einem System, welches Frankreich mit dem Protestanten immer enger in Beziehungen brachte, hatte. Im Gegenteil, er drängte auf diesen Weg immer weiter vorwärts. Religiöse Skrupel kannte er nicht. In einer anderen Denkschrift[21] dieser Zeit gibt er nämlich eine ausführliche Auf-

[21] Arch. d. Aff. Etrang., Corresp. Allemagne 6, fol. 277 ff.

zählung jener Mächte, deren Unterstützung ihm von Nutzen scheint; fast ausschließlich sind es protestantische. Da empfiehlt er Gesandtschaften nach Schweden und Dänemark, nach Brandenburg und Sachsen, an die Generalstaaten, den Pfalzgrafen; sie alle sollen des Interesses des französischen Königs versichert werden, der in seiner Eigenschaft als „protecteur de la liberté germanique“ nicht gewillt sei, diese Freiheit durch die Machtgelüste eines Hauses — natürlich Habsburg — gefährden zu lassen. Zur Vervollständigung dieser Koalition soll dann noch die Türkei mobil gemacht werden, soll schließlich Österreichs Kraft noch von Innen heraus geschwächt werden, indem man die Unruhen in Böhmen und Ungarn begünstigte. Letzterem Gedanken lag wohl die Erinnerung an die früheren Verbindungen Spaniens mit den französischen Unruhestiftern selbst zugrunde, an die spanische Politik, welche immer ihren besten Bundesgenossen gegen Frankreich im Herzen des Gegners selbst gesucht und gefunden hatte.

Überhaupt gibt uns diese ganze Schrift ein Bild von der Größe und Kraft der Abneigung gegen Spanien, dieses immer noch mit Respekt gepaarten Hasses, der die dem eigenen Lande drohende Gefahr aufs stärkste, wohl zu stark, empfindet und nun die ganze Welt gegen den Feind vereint sehen möchte.

So wenig Aussicht auf Verwirklichung der Plan als Ganzes hatte — daran wird Fancan auch selbst nicht geglaubt haben —, einzelne Anregungen fielen auf fruchtbaren Boden. So bereiste ein französischer Agent, Marescot, im Sommer 1624 die protestantischen Höfe, ohne indes mit seinem Bestreben, eine engere Verbindung zwischen den Protestanten herbeizuführen, viel Erfolg zu haben. Ferner entsprach die tatkräftige Unterstützung, welche Richelieu dem Grafen Mans-

feld zuteil werden ließ, ganz und gar einer Forderung, welche Fancan in dieser Denkschrift aufgestellt hatte, und daß der Zusammenhang dieser beiden Momente kein ganz zufälliger war, zeigt eine Notiz des römischen Nuntius, wonach Richelieu Fancan die Verhandlungen mit dem Beauftragten des Grafen zugewiesen hat.[22]

In das System, welches Fancan sich zur Bekämpfung Österreich-Spaniens ausgedacht hatte, gehörte notwendigerweise auch England; in doppelter Hinsicht: einerseits teilte es mit Frankreich den Gegensatz zu Spanien, hier auf mehr wirtschaftliche und konfessionelle Momente zurückführend, anderseits war der englische König als Schwiegervater des Pfälzers an dem Verlauf der deutschen Kämpfe lebhaft interessiert. Dieses Interesse in antiösterreichische Richtung zu lenken, mußte die französische Diplomatie sich um so mehr angelegen sein lassen, als die englisch-spanischen Heiratsverhandlungen schon fast zu dem entgegengesetzten Ergebnis geführt hätten. Wie Richelieu hatte auch Fancan während dieser Verhandlungen eine nervöse und beängstigende Spannung empfunden, wie dieser verhehlte auch er seine große Genugtuung über ihren negativen Ausfall nicht, und die an diesen nun sich anschließenden Pläne über eine englisch-französische Heiratsverbindung fanden in ihm ihren wärmsten Verfechter.

Wollte aber Frankreich des englischen Königs Wünsche in Deutschland zu den seinigen machen, mußte es da nicht an Bayerns empfindlichste Stelle rühren?

Viel mehr noch als der Kaiser mußte Maximilian seine ganze Politik danach einrichten, eine Restitution des vertriebenen Pfalzgrafen unter allen Umständen zu verhindern. Kein Wunder: der Kaiser hatte mit der Würde und dem

[22] Spada in seinem Tagebuch, am 23. VIII. 1624.

Lande des Vertriebenen die bayerischen Dienste belohnt, er war der unmittelbaren Sorge um die pfälzische Angelegenheit enthoben, Maximilian dagegen mußte in jeder Unterstützung des Pfälzers eine Bedrohung seines mit heißen Kämpfen erstrittenen Besitzes erblicken, er selbst am meisten betroffen werden.

Richelieu war denn auch keineswegs gewillt, um Englands willen zu Bayern in Gegensatz zu treten. Seine Politik ging auf ein Einvernehmen mit Bayern hinaus. Nicht so Fancan. Hätte der Pater Hyacinth ihn wirklich gekannt, er hätte nicht in der angeführten Form nach Köln berichtet. Aber was der diplomatische Agent meisterhaft zu verbergen verstand, der Ratgeber des Ministers spricht es aus: ein Zusammengehen mit Bayern ist nicht nach seinem Sinn.

Eine Feststellung dieser Tatsache ist um so notwendiger, als gerade die Annahme, Fancan habe die bayerischen Interessen mit besonderem Eifer vertreten, in neuester Zeit zu Zweifeln an seiner politischen Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit Anlaß gegeben hat.[23] Demgegenüber ergibt sich aufs sicherste, daß Fancan von dem Einvernehmen mit Bayern wenig oder nichts hielt und nicht daran glaubte. Ausdrücklich sagte er nämlich in der vorerwähnten Schrift, daß man an Bayern und Köln sich nicht wenden soll, um ihnen das Mißfallen des Königs über ihr feindseliges Verhalten gegen seine Alliierten zum Ausdruck zu bringen. Noch deutlicher spricht er sich über diesen Punkt aus in einem „Memoire touchant Bavière et le Liège".[24] Es beginnt folgendermaßen:

[23] Hanotaux: Histoire du Cardinal de Richelieu. Wir werden im Verlauf der Darstellung noch ausführlich auf diese Frage zu sprechen kommen.

[24] Bavière supplm. 1, fol. 39; in Fancans Schrift, von fremder Hand 1626 datiert; es muß aber bald nach der vorerwähnten Denk-



„Qu'il est impossible de séparer l'Electeur de Cologne ny le duc de Bavière d'avec l'empereur, à cause de l'étroite parenté et ligue assermentée qui est entre eux, outre la liaison de leurs intérêts particuliers. Pour les mêmes raisons l'Empereur ne se desunira jamais d'avec l'Espagne, partant il ne fout espérer de pouvoir moienner aucune intelligence entre France et Bavière ni d'etablir aucun fondement de correspondance avec ceux de cette maison." Gerade das, was Fancan hier als unmöglich bezeichnet, Bayern vom Kaiser zu trennen und an Frankreich heranzuziehen, war das Ziel Richelieus und namentlich auch Pater Josephs. In diesem Falle erwies sich Fancan weitsichtiger als jene beiden; war es auch mehr Maximilians deutsches Empfinden und sein Mißtrauen gegen die französische Regierung als seine Anhänglichkeit an den Kaiser, welche alle Bemühungen Richelieus vereitelte, das Ergebnis stimmte jedenfalls mit dem von Fancan vorausgesagten überein. Ganz offen gibt er dann auch den Rat, Bayern nicht das geringste Entgegenkommen zu zeigen, vielmehr die Furcht Maximilians und Ferdinands vor einer französisch-englischen Allianz wachzuhalten. „. . . . . ny ayant que la crainte qui puisse retenir Bavière et Cologne en devoir; ainsy tout ce que l'on peut espérer d'eux c'est de gaigner le temps."

Angesichts dieser offen ausgesprochenen Abneigung gegen weiteres Verhandeln mit Bayern erscheint es auf den ersten Blick befremdlich, daß Fancan zum Träger einer Mission nach München ausersehen wurde.[25] Und doch verstehen wir das.

---

schrift verfaßt sein, da es noch dieselbe politische Lage voraussetzt. Also wohl Sommer 1624.

[25] Die Vorgeschichte der Mission bei Fagniez I, 251 ff.

Der häufige Verkehr, den Fancan auf Wunsch Richelieus mit dem bayerischen Agenten pflog, diente doch hauptsächlich dem Zweck, Küttner Vertrauen fassen zu lassen, ihm die Ansicht beizubringen, daß Fancan gern der bayerischen Interessen sich annehme. Wenn auch bei Küttner diese Absicht nur ganz vorübergehend erreicht wurde, Richelieu und Fancan hatten damals keinen Grund daran zu zweifeln. Hinzu kommt, daß zwischen Fancan und Maximilian von Bayern während dieses Jahres ein direkter Briefwechsel stattgefunden hat[26], und wie die erhaltene kurze Analyse des einen Briefes[27] zeigt, mußte man französischerseits annehmen, daß Fancan bei Maximilian Entgegenkommen finden werde. Außerdem sprach für seine Auswahl mit, daß er dem Bruder bereits persönlich bekannt war, und der Gesichtspunkt, welcher bei seiner Entsendung maßgebend gewesen war, seine gute Orientierung, kam auch hier in Betracht.

Freilich, ob er selbst gerade gern diese Aufgabe übernahm, scheint zweifelhaft. Vergessen wir aber eins nicht: die doppelte Natur seiner Beziehungen zu Richelieu kommt eben immer wieder zum Vorschein; wenn der politische Denker die Annäherung an Bayern nicht gut hieß und von ihr abredete, dem einmal gefaßten Entschluß des leitenden Ministers zu weiteren Verhandlungen gegenüber konnte Fancan als politischer Agent nichts anderes tun, als sich der obersten Instanz fügen, und immerhin konnte er bei persönlicher Erledigung noch am ehesten seinen eigenen Anschauungen Rechnung tragen.

---

[26] Liste Nr. 233: Minutte de lettre en 1624 qui senble estre escripte au Duc de Bavière. Offre son service.

[27] Liste Nr. 1205: Lettre du Duc de Bavière en 1624 à Fancan; le prie de demeurer en bonne correspondance avec Cutter son Con^er et de continuer à travailler pour le repos de la Chrestienté.

Als Zweck der Mission wird eine Verständigung Frankreichs mit Maximilian und der katholischen Liga bezeichnet, und diese Angabe trifft insoweit zu, als sie diese Verständigung mit der französisch-englischen Freundschaft, welche durch den guten Erfolg der Heiratsverhandlungen besiegelt war, in Einklang bringen sollte.

Bayern wollte man insoweit entgegenkommen, als in Sachen des Pfalzgrafen die auf eine unbedingte Restitution desselben hinauslaufenden englischen Bestrebungen keinesfalls französische Unterstützung finden, vielmehr die Wünsche Maximilians soweit berücksichtigt werden sollten, als sie einer friedlichen Beilegung des Streites die Wege ebneten[28]; man macht sich anheischig, Englands Zustimmung zu diesen Bedingungen zu erwirken. Sodann sollte Fancan das Verhältnis Frankreichs zu Mansfeld in einer Maximilian befriedigenden Form darstellen.

Dafür wird dann von Maximilian das Versprechen verlangt, Spanien keinerlei Unterstützungen weder auf deutschem, niederländischem noch Schweizer Boden zu gewähren; im anderen Falle droht Frankreich, sich Englands Forderungen in jeder Hinsicht anzuschließen und sie in ihrer ge-

---

[28] Die Bedingungen, welche Hyacinth in Paris aufgestellt hat, werden gebilligt mit Ausnahme von zweien: 1. Maximilian hatte als Entschädigungssumme für die Rückgabe der Oberpfalz zwölf Millionen verlangt, Frankreich gibt nur drei bis vier Millionen zu. 2. Die zweite wird hier nicht näher erwähnt, betraf aber nach einem Briefe Maximilians an die rheinischen Kurfürsten (4. Febr. 25) die „assecuratio filiorum" (Palatini). Näheres darüber bringt Spada, Oktober 1625 (Francia 402, fol. 365); danach hätte Fancan an Stelle der von Hyacinth gestellten Forderung, daß die Söhne des Pfälzers der väterlichen Erziehung entzogen und einem katholischen Hof anvertraut werden sollten, in Vorschlag gebracht, daß Maximilian zwei Festungen auf die Dauer von fünf Jahren als Pfand erhalten solle.

waltsamen Durchführung zu unterstützen; ein Eingreifen der deutschen Protestanten sei dann auch leicht vorauszusehen.

Die Instruktion[29] ist vom 22. Dezember 1624 datiert, zwischen dem 21. und 28. Januar des folgenden Jahres traf Fancan selbst in München ein. Die seiner harrende Stimmung war recht ungünstig. Zahlreiche Nachrichten aus den letzten Wochen, großenteils über Köln zu Maximilians Kenntnis gekommen, waren geeignet, seinem angeborenen Mißtrauen gegen Frankreich, welches nur ab und zu durch kurze Perioden einer hoffnungsvolleren Stimmung unterbrochen wurde, neue Nahrung zu geben. So unbestimmt und zweifelhaft die Gerüchte waren, welche Ferdinand von Köln über gemeinsame Rüstungen Frankreichs und Englands, über Begünstigung der Mansfeldschen Pläne, über die angebliche Absicht Frankreichs, Mansfeld zur Eroberung der Pfalz zu verwenden, zu berichten wußte, bei Maximilian fielen sie auf empfänglichen Boden. Daher macht er, als ihm die Entsendung Fancans angekündigt wird, auch kein Hehl daraus, daß er dem Anbringen desselben mit großer Spannung, aber mit ebensogroßem Mißtrauen entgegensehe.[30] Hinzu kommt

---

[29] Sie ist von Schomberg ausgearbeitet.

[30] Maximilian kündet Ferdinand Fancans Ankunft an und fährt dann fort: „Dann wenn es bey der Crone Frankreich so weit kommen, daß man sogar auch die vorhergangene real sincerationes und bezaigungen anjezo bei seit sezen thuet, so ist nun darauf leicht zu ermessen, wessen man sich auf dergleichen verbalhandlungen zu verlassen oder zu getrösten haben werde. Und kommen mir diese des Königs in Frankreich also widerwertige bezaigungen nit weniger als E. L. etwas frembd und unverhofft zu vernemen, ist auch bei diesen zerrütten zeiten, da nunmehr weder treu noch glauben in acht genommen würd, wo es umb das privatum zu thun, ganz übel und schwer zu negocieren, weilen dermalen khainer vergwisst, worauf er sicherlich trauen und bauen khönde.“ Max. an Ferdin. (14. I. 25).



nun noch Maximilians Antipathie gegen Fancans Persönlichkeit, die er noch von dessen Kölner Reise her bewahrt und in der Zwischenzeit auch trotz Bezeugungen des Gegenteils nicht verloren hatte. Jedenfalls wirkten diese beiden Momente mit solchem Erfolg, daß er den Abgesandten weder persönlich empfing, noch in irgendwelcher offiziellen Form mit ihm unterhandeln, sondern lediglich seinen Rat Jocher in privater Unterhaltung das Anbringen des Franzosen entgegennehmen ließ.

Man hatte in dem Bestreben, Fancans Mission möglichst geheim zu halten[31] — Fancan wenigstens motiviert es so —, den Fehler begangen, ihn ohne jedes amtliche Beglaubigungsschreiben reisen zu lassen, um den nichtamtlichen Charakter der Mission hervorzuheben, offenbar in der Überzeugung, daß Fancans Beziehungen diese Formalität überflüssig machen würden. Maximilian jedoch fand hierin den bequemsten Vorwand, einer ihm persönlich unsympathischen Verhandlung aus dem Wege zu gehen und auf ungefährliche Weise der französischen Eigenliebe einen Stoß zu versetzen. Fancan selbst war klug genug, keine Empfindlichkeit zu zeigen; er erklärte vielmehr Maximilians Verhalten vollständig zu verstehen, und bedauert nur, daß der Fehler seiner Regierung die Audienz verhindert habe. Immerhin boten ja die Gespräche mit Jocher Gelegenheit zu einem Austausch der beiderseitigen Ansichten; und mit welchem Interesse Maximilian auf diesem indirekten Wege die Mitteilungen Fancans ent-

---

[31] Mit welchem Erfolg, zeigt ein Bericht des spanischen Botschafters Cueva an den Kaiser (Kaiserl. Korresp. 1625) vom 3. I. 1625, in welchem er, durch ein Schreiben aus Paris vom 26. XII. 1624 — vom 22. XII. ist Fancans Instruktion — unterrichtet, den Inhalt von Fancans Mission ziemlich treffend anzugeben weiß.

gegennahm, zeigen seine ausführlichen Berichte an den Kaiser und seine Mitkurfürsten.

Danach hat Fancan sich auf eine Erörterung der pfälzischen Frage beschränkt, diese allerdings in einer Form zur Sprache gebracht, welche keinen Anlaß zu Unzufriedenheit geben konnte; denn er erklärte unumwunden, daß Frankreich eine gewaltsame Rückeroberung der Pfalz seitens England niemals unterstützen, vielmehr eine friedliche Übereinkunft fördern werde. Daß Fancan das Verhältnis Frankreichs zu Mansfeld berührt habe, oder Frankreichs Drohung, sich gegebenenfalls mit England vollständig eins zu erklären, wie es in der Instruktion angedeutet war, wird hier mit keinem Worte erwähnt. Die Annahme, daß Fancan diese Faktoren, zumal den letzteren, ganz außer acht gelassen hätte, verträgt sich eigentlich schlecht mit unserer Kenntnis von seinen politischen Anschauungen; er müßte es gerade für taktisch richtiger gehalten haben, hier in durchwegs freundschaftlicher Methode zu verhandeln und jeden Anschein einer Pression zu vermeiden, aber auf jeden Fall hat es ihm schwere Überwindung gekostet, den Trumpf, welchen ihm die französisch-englische Freundschaft in die Hand gab, nicht auszuspielen.

Möglich wäre auch, daß Maximilian absichtlich die deutschen Fürsten von der Möglichkeit einer bewaffneten französischen Intervention nicht benachrichtigt hätte, um die bei jenen, besonders beim Kaiser bestehende Abneigung gegen jede französische Vermittlung überhaupt nicht noch zu vermehren. Denn eine Vermittlung Frankreichs in Sachen der Kur schien Maximilian jetzt unumgänglich; Frankreichs Stellung zwischen den Parteien — mit England wie mit Bayern verbanden es vielfache Beziehungen — berechtigte zu der Hoffnung auf einen beiderseitigen befriedigenden Aus-

gleich. Dieser Gedankengang kommt auch ganz klar in der Instruktion zum Ausdruck, welche Maximilian seinem an den kaiserlichen Hof reisenden Geh. Rat Wolkenstein mitgibt[32]; nachdem ihr erster Teil von Fancans Mission in der uns bekannten Weise gehandelt hat, verfolgt der zweite die Absicht, dem Kaiser eine Intervention Frankreichs in etwas günstigerem Lichte erscheinen zu lassen. Hiernach hat die Auslegung, daß Maximilian Auslassungen Fancans über ein nötigenfalls bewaffnetes Eingreifen Frankreichs absichtlich verschwiegen habe, manches für sich.

Die Antwort, welche man in München auf die Vorschläge Fancans hatte, bestand in dem Hinweis darauf, daß es an dem Kaiser und den katholischen Ständen nicht fehlen solle, wenn es sich um eine Verständigung handle; aber auch die Gegenpartei müsse endlich ihr aggressives Verhalten aufgeben, und Frankreich würde sich um die ganze Christenheit hoch verdient machen, wenn es „den König in Engelland und seinen aidam von ihrem bösen und feindseligen vorhaben abzuwenden und zu besseren friedliebenden consiliis und mitteln disponieren und zu bringen sich bemühen täte".[33]

Allzuviel war es also nicht, was Fancan, als er in den ersten Tagen des Februar München verließ, mit nach Paris nahm, irgendein festes Versprechen hatte er nicht erlangen können. Daß die Reise aber nicht umsonst gewesen war, zeigt jene durch sie veranlaßte Instruktion Maximilians, welche das heiße Bemühen Frankreichs, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen, um ein gutes Stück förderte.

Eine weitergehende Bedeutung hat für uns diese Episode. Sie ist uns ein vollgültiger Beweis für die Intimität der

[32] B. Geh. St.-Arch. Kaiserliche Korrespondenz 1625.

[33] Maximilian an die rheinischen Kurfürsten, 4. II. 1625. Kurköln. Korresp. 40/19.

Beziehungen Richelieus und Fancans. Enthält schon die Instruktion eine unverhüllte Anerkennung seiner Bedeutung „... ny ayant pas un de Messrs. les Ministres qui aye tant de pratique et cognoissance de l'Allemagne que led. Fancan", so ist noch mehr die Übertragung dieser Mission überhaupt, welche einen der wichtigsten und heikelsten Punkte der gesamten auswärtigen Politik Frankreichs betraf, ein Ausdruck des vollsten Vertrauens. Es war wohl verdient; gab uns schon das, was Fancan an umfassender Kenntnis der europäischen Verhältnisse, scharfem Blick, nüchterner Betrachtung der auswärtigen Politik besaß, einen Begriff von seinem Werte für den neuen Minister, welcher trotz seines Genies die Schwierigkeiten des Anfangs voll empfand, so bedeutet das doch nur einen Teil dessen, was er zu Richelieus Werk beitrug. Ein unermüdlicher und vielseitiger Arbeiter wie er war, suchte er auch bei der Reorganisation des Landes, wie sie Richelieu sich vornahm und vornehmen mußte, sich nach Möglichkeit nützlich zu machen. Auch hier erkannte er selbst genau, wo das Feld seiner Tätigkeit lag; niemals beabsichtigte er irgendeine amtliche Stellung zu erhalten — überhaupt lag ihm persönlicher Ehrgeiz fern — der sicherste Weg schien ihm immer der, selbst unbeachtet die leitende Stelle in seine Ideen hineinzuziehen und sie durch Gründe von der Richtigkeit seiner Anschauungen zu überzeugen. Gerade nun auf dem Gebiete der inneren Politik hatte er mehrfach die Genugtuung dergestalt seinen Vorschlägen Anerkennung zu verschaffen.

Einmal betraf dieses das Finanzwesen.

Der Grundstock der staatlichen Finanzen in den Zeiten der lehnsherrlichen Auffassung des Königtums, die Einkünfte der königlichen Domänen, kamen bei dem wachsenden Geldbedürfnis des Staates nicht mehr ausschließlich in Frage;

zu unserer Zeit waren sie überdies zum allergrößten Teil bereits im voraus verpfändet. Die Haupteinnahmequelle des Staates bildeten die auf den verschiedensten Grundsätzen beruhenden, in der verschiedensten Art erhobenen Abgaben des Volkes. Namentlich nun die damals üblichen Erhebungssysteme hatten die übelsten Folgen gezeitigt. Nur ein Teil dieser Abgaben wurde direkt, das heißt durch königliche Beamte erhoben und ungeschmälert der Staatskasse zugeführt; das weitaus vorwaltende Prinzip bildete die Verpachtung der Steuern an den Meistbietenden, die Zuerteilung „à ferme“, wie der technische Ausdruck lautet. Dem augenblicklichen Geldbedürfnis des Staates kamen die von den Bankiers gezahlten Pachtsummen recht gelegen, aber diese standen in keinem Verhältnis zu den durch die Finanzleute vom Volk erpreßten Summen; die wirtschaftlichen Kräfte des Landes kamen jedenfalls nicht in ihrer Gesamtheit dem Staate zugute, dienten dagegen der Ansammlung enormer Privatvermögen. Die moralischen Wirkungen dieses Systems lassen sich leicht ermessen; das Volk war der Habgier und Skrupellosigkeit der Unternehmer auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert, mit steigender Erbitterung empfand man hier den schweren Druck beständig wachsender Abgaben.

Während der Regentschaft, nach der Entlassung Sullys, war die finanzielle Not Frankreichs in ein beängstigendes Stadium getreten, und gerade unter Richelieus Vorgänger La Vieuville hatten die betrügerischen Operationen einiger jener Großbankiers, zumal Beaumarchais', Vieuvilles Schwiegervater, einen äußerst kritischen Zustand herbeigeführt. Hierin Wandel zu schaffen, lag die allergrößte Notwendigkeit vor, und wenn auch vorläufig keine Möglichkeit bestand, jenen unwürdigen und unsicheren Zustand, daß die innere und äußere Bewegungsfreiheit des Staates von

den Vorschüssen einiger Privater abhing, mit radikaler Hand zu beseitigen, so hieß es doch, den schlimmsten Auswüchsen gegenüber die staatliche Autorität geltend zu machen, und vor allem galt es Geld zu schaffen.

Bitterer als Richelieu konnte kaum jemand diese Misere empfinden, mußten doch ihm selbst seine umfassenden Pläne lächerlich erscheinen, solange ihnen die notwendige Voraussetzung fehlte. Die Tatsache aber, daß sein die weitesten Gebiete des staatlichen Lebens souverän beherrschender Geist in finanziellen Fragen über das Mittelmaß nicht hinausreichte, ist nicht zu bestreiten, und ebensowenig machte er selbst sich darüber Illusionen. Daher überließ er die Leitung der Finanzen fast ausschließlich der zuständigen Stelle und diese Abteilung seines Ministeriums blieb wohl die einzige, die sich einer selbständigen Verwaltung erfreuen konnte. Fürs erste bedurfte es nun aber eines rücksichtslosen Einsetzens der staatlichen Autorität und einer Beseitigung der schlimmsten Mißstände, um dann auf etwas soliderer Grundlage eine neue Organisation der Finanzen zu versuchen.

Fancan hatte bereits in seiner Kampfschrift gegen La Vieuville, der „Voix publique", dessen finanzielle Wirtschaft in schärfster Weise angegriffen, eine Menge von unsauberen Manipulationen angeführt — sicherlich, wie es eben in der Tendenz des Pamphletes liegt, mit manchen Übertreibungen — und so zu einer zukünftigen Untersuchung ein immerhin wertvolles Material an die Hand geliefert; anderseits aber säumte er auch nicht, in sachlichen Darlegungen seinen Teil an der Reorganisation der zerrütteten Zustände beizutragen.

In einem „Memoire touchant la composition des Financiers"[34] warnt er vor einer „composition" mit den Bankiers. Damit gemeint ist jenes häufig angewandte Kom-

[34] Arch. et. Aff. étrang., France 779 f., 96.

promiß, wobei sich die der Unterschleife Verdächtigen durch eine größere Summe von der drohenden Untersuchung loskaufen.

Er betont, daß dieses Vorgehen nur dazu dienen werde, die Unregelmäßigkeiten und Defizits der Finanzverwaltung zu verschleiern, und bittet, daß man jedenfalls erst von seinen Angaben — er bietet Details und Zahlen — Kenntnis nehme, um einige Gerechtigkeit bei der Abwägung der Summen walten zu lassen.

Wir glauben eine Einwirkung dieser Schrift bei Richelieu konstatieren zu können, wenn wir die von ihm dem Könige unterbreiteten Vorschläge vernehmen. Auch er dringt auf eine strenge Untersuchung gegen die Schuldigen und weist jenen Ausweg, daß alle an den Finanzen Beteiligten eine allgemeine Taxe bezahlen sollten, von sich: „la seconde" — eben dieses Mittel — „crieroit vengeance devant Dieu, en tant que les innocens paieroient pour les coupables".[35]

In welcher Richtung nun Fancans Ansichten über die Beschaffung neuer Mittel für den Staat liefen, kommt in einem „Memoire succinct et très considérable sur les nécessitez urgentes des affaires du Roy"[36] zum Ausdruck.

Er verfolgt hier den recht natürlichen und gesunden Grundsatz, daß man das Geld von den Besitzenden erheben, die ärmeren Klassen aber schonen müsse. Zu den Besitzenden

[35] Mémoires de Richelieu ed. Petitot II, 345 ff.; ferner hierfür als auch für das folgende Avenel II 168: „Reglement pour toutes les affaires de Royaume", ein Reformentwurf Richelieus, der zwar großenteils ein Entwurf blieb, aber doch ein zusammenfassendes Bild seiner Pläne gibt. 1625.

[36] France 783, fol. 6—8. Zwar erst 1626, unter andern politischen Voraussetzungen und Tendenzen verfaßt, aber seine finanzpolitischen Anschauungen dürften dieselben geblieben sein, und deswegen greifen wir hier vor. In der Liste von Fancans Papieren ist die Schrift unter Nr. 324 analysiert.

rechnet er in erster Reihe den Klerus, dessen Vermögen er auf $1/3$ des Nationalreichtums taxiert; durch den Verkauf einiger Kirchengüter oder eine „systematische Abschätzung" und Besteuerung derselben würde die Finanzlage des Staates eine wesentlich günstigere werden. Daneben hält er die Städte des Reiches für ein geeignetes Steuerobjekt; als vorbildlich für die Art der Besteuerung empfiehlt er hier das Beispiel von Flandern. Im übrigen drängt er auf Vereinfachung sowohl des Verwaltungsapparates, durch möglichste Verringerung der Beamtenstellen, als auch im königlichen Haushalt; das Hauptziel müsse sein, unnötige Ausgaben unbedingt zu vermeiden und so die enormen jährlichen Etatsüberschreitungen zu verhindern.

In demselben Sinne hatte er bereits vorher ein „Reglement contre le luxe"[37] verfaßt; die Einzelheiten, bis ins Kleinste gehende Vorschriften und Verbote über Kleidung, Festmähler und Equipagen interessieren uns an sich nicht. Aber Beachtung verdienen sie trotzdem; unser Bestreben geht dahin, über die einzelnen Züge hinweg ein möglichst vollständiges Bild der Persönlichkeit zu erhalten; auch Fancan wird, davon sind wir fest überzeugt, es ziemlich gleichgültig gewesen sein, ob die Genugtuung, in einer vergoldeten Karosse und mit sechs Pferden zu fahren, nur den Fürsten und ersten Kronbeamten zu empfinden vergönnt sein sollte, aber daß er es überhaupt auf sich nahm, 28 ähnlich wichtige Artikel auszuarbeiten, zeugt von seiner lebhaften Teilnahme an allen das öffentliche Leben betreffenden Fragen, seinem unausgesetzten Bemühen, sich nutzbar zu machen, und nicht zuletzt vor einer starken Selbstüberwindung; denn einer solchen bedurfte

[37] France 783, fol. 38—41. Von Fancans Hand; auch die Spuren dieses Memoires lassen sich in dem vorerwähnten „Reglement" (Avenel II, 168) spüren.

es unseres Erachtens bei Fancan, wenn er seine mit anderen Problemen ausgefüllte Zeit nun auch für solche Dinge in Anspruch nahm.

Unmittelbar für Richelieu bestimmt war dann wohl die „Ordre pour un Ministre d'Etat"[38]; auch sie entbehrt größerer Gesichtspunkte und begnügt sich damit, dem Minister eine genaue Tageseinteilung anzugeben.

Ergänzt wird nun diese Schrift durch einen Entwurf über die Einrichtung des Konseil.[39]

Durch den König selbst und allein gebildet, durch seinen Willen jederzeit auflösbar, bedeutete der Konseil trotzdem eine und zwar die einzige Beschränkung des absoluten Herrscherwillens; keineswegs „mußte" der Fürst bei seinen Entschlüssen den Konseil hören, aber er „sollte" ihn hören.[40] Für Richelieu war die Berufung in diese Gemeinschaft das langersehnte Ziel gewesen; eine Reorganisation des Konseil, freilich unter der Beschränkung, daß seine eigene vorherrschende Stellung unangetastet blieb, nahm auch er sich vor.

Fancan schlägt eine Dreiteilung des Konseil vor: Conseil des depesches, Conseil de justice und Conseil des finances. Dem ersteren soll der Kardinal präsidieren, dem zweiten der Großsiegelbewahrer, dem dritten der Surintendant, jeder mit einem Stabe von acht Mitarbeitern. Neben der etwas radikalen Forderung, sämtliche bisher erteilte Diplome als „Conseiller" zurückzuziehen und die großenteils ganz unfähigen Mitglieder durch neue geeignete Elemente zu ersetzen, gibt diese Schrift einigen überaus vernünftigen

[38] France 801, fol. 255; das vorliegende Exemplar mit Ausnahme der Überschrift von Fancans Hand. Dem entspricht Liste Nr. 398.

[39] „Projet pour établissement du Conseil". France 780, fol. 112 bis 114, Liste Nr. 357—358.

[40] Hanotaux a. a. O., I, 314 f.

Erwägungen Raum. So spricht sie sich für eine größere Stabilität der Beamten aus und fordert, daß man jeden Mann an den für ihn geeigneten Platz setze; sie betont ferner die Notwendigkeit, den genauen Stand der Finanzen nur wenigen, aber um so erfahreneren Personen mitzuteilen, und als Zweck der Zusammensetzung der Justizabteilung, wie er sie vorschlägt, bezeichnet sie eine Beschleunigung und Vereinfachung des Prozeßverfahrens.

Diese mannigfaltigen, hier nur summarisch behandelten Forderungen und Wünsche Fancans bezüglich Finanzrevision, Besteuerung des Klerus, Zusammensetzung des Konseil erwecken die Erinnerung an frühere ähnliche Versuche.

In der Tat beschäftigten sich die großen ständischen Bewegungen des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts mit denselben Fragen.

Auf der Ständeversammlung von Pontoise des Jahres 1561 tauchen Forderungen auf, welche mit den vorerwähnten stark übereinstimmen[41]; zumal die Wünsche des dritten Standes bezüglich der Besteuerung des Klerus weisen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit denen Fancans auf; dann jene Bestimmung, welche das Eindringen des geistlichen Elementes in den Konseil beschränken soll, auch sie deckt sich tatsächlich mit Fancans Wünschen für diese Institution; zwar treten diese nicht in der Form auf, daß er direkt eine Ausschließung des Klerus verlangt hätte, aber unter den von ihm genannten wird kein Kleriker erwähnt, im Gegensatz zu Richelieus Entwurf, worin für den Klerus eine starke Beteiligung vorgesehen ist.

Vergegenwärtigt man sich, welche Kraft in den ständischen

---

[41] Ranke: Französ. Geschichte, I, 195 ff.; für das Ganze ferner: Picot: Histoire des États Généraux, Hanotaux a. a. O.



Bewegungen ihrer Zeit lag, mit welcher Leidenschaft, besonders während der Regentschaft Katharina Medicis, sie die französische Nation erfüllt hatten, und sieht man hier dieselben Gedanken wiederkehren, so liegt die Vermutung nahe, daß auch auf Fancans politische Entwicklung Eindrücke dieser Art, wenn nicht bestimmend, so doch beeinflussend gewirkt haben.

Sicher ist nun, daß er in seiner Jugend, die doch in die Zeit der inneren Unruhen fällt, von der Tendenz der das Land durchziehenden politischen Strömungen Kenntnis genommen und in seinem regen Geiste nach einem Verständnis und einer Kritik gesucht hat, sicher auch, daß der intime persönliche Verkehr mit dem Neffen Franz Hotmanns, Hotmann Villiers, dieses Verständnis nicht unwesentlich gefördert hat. So dürfen wir denn mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Erinnerungen an jene Zeit an dem Werden von Fancans Entwürfen ihren Teil gehabt haben.

Das ist aber auch alles; er übernahm einige aus der Bewegung hervorgegangene praktische Ergebnisse, die ständischen Ideen als solche sind in ihm nicht lebendig.

Schon bei der Betrachtung des Parteiwesens wiesen wir auf diese Tatsache hin und sahen ihren Grund in der Repopularisierung des monarchischen Gedankens, verursacht durch die Persönlichkeit des Herrschers, jetzt, wo wir die politische Wirksamkeit Fancans im einzelnen verfolgen, finden wir ihre vollste Bestätigung.

Was ist nun aber an die Stelle jener abgetanen Ideen getreten? Für uns stellt sich ja die Epoche Richelieus als einer der tiefsten Einschnitte in der Entwicklung des staatlichen Lebens und der Regierungsform in Frankreich dar, und in einer solchen Zeit lohnt es doppelt, den, wenn man so sagen darf, staatsrechtlichen Anschauungen eines Mannes

dieser Zeit nachzugehen, der den regsten Anteil an allen Fragen des öffentlichen Lebens genommen hat.

Nun, eine Art Übergang von den alten Anschauungen zu dem kommenden staatlichen System, an dessen Aufbau er selbst, durch die Unterstützung seines Schöpfers, mit tätig war, läßt sich auch in seinen Ideen erkennen. Freilich, eins muß hervorgehoben werden: die Mitte hat er bereits überschritten, der neuen Zeit steht er näher als der alten. Ist ihm auch die Vorstellung, daß der Begriff des Staates mit dem des Königtums zusammenfiele, noch fremd, welch hohe Ideen hat er vom Amt des Monarchen! Man vergleiche die Beschlüsse einiger Ständeversammlungen während der Regentschaft Katharina Medicis, welche den Ständen die oberste Souveränität zuerkannten, mit folgenden Sätzen aus einer von uns bereits erwähnten Schrift Fancans: „Dieu a commis le soin du public au prince aussi bien que la puissance souveraine de sorte que c'est à lui seul à prescrire la manière de la conserver et maintenir soit par guerre, soit par alliance, soit par autres moyens et en cela tout autre qui ce soit, confesseur ou autre personne qui s'en voudra faire juge ou censeur, ne le peut sans offenser la Majesté Souveraine, et agir contre le respect et la révérence que la nature et que Dieu commande ès saintes écritures à chaqun de porter au prince qui est vicaire et lieutenant de la divinité au gouvernement de son État".[42]

Diese hohe Anschauung vor dem königlichen Amte kommt in allen seinen Schriften, sofern sie dieses Gebiet überhaupt streifen, zum Durchbruch, er zeigt sich stets von dem monarchischen Gedanken aufs tiefste durchdrungen, und von dem, was ihm in Richelieus Memoire vorgeworfen wird: „son

[42] „Discours sur cette question: . . . . ." (France 14, fol. 71 ff.) s. S. 44.

exercice ordinaire était ... de rendre la personne du prince contemptible, les conseils odieux" findet sich in dem uns erhaltenen auch nicht die Spur.

Ebenso fällt es nach der Lektüre seiner Schriften schwer, für die an derselben Stelle erhobene Anschuldigung, daß „rien ne le contentait que des espérences imaginaires d'une republique", irgendwie einen Beweis zu finden.

Das ganze politische Denken des Mannes ist ein so ausgesprochen nüchternes, auf genaueste Kenntnisse und einen gesunden Menschenverstand basierendes, daß an einen Zusammenhang seiner Bestrebungen mit den ziemlich utopistischen Tendenzen der Hugenotten in einigen Plätzen zu Anfang der 20er Jahre, soweit sie auf die Schaffung republikanischer Staatsformen hinliefen, nicht zu glauben ist.

Was wir in der Seele Fancans lesen zu können vermeinen, ist die unerschütterliche Ehrfurcht gegenüber seinem Herrscher; zu seiner hohen Einschätzung des Königlichen Amtes kommt die persönliche Zuneigung zum Sohne Heinrichs IV., die schwärmerische Verehrung für den Vater hat sich als eine liebevolle Besorgnis auf den Sohn fortgepflanzt; denn ein Zug rein menschlicher Teilnahme für Ludwig XIII. tritt in den meisten seiner Schriften hervor, und die Scheidung, welche er noch zwischen Amt und Person des Fürsten stets unverkennbar vornimmt, nicht zum wenigstens erklärt, warum die Vorstellung von einem absoluten Herrscher, so wie sie in dem Sohne seines Königs sich verkörpern sollte, Fancan noch fremd war, fremd sein mußte.

Und so stand er denn auch den Bestrebungen Richelieus, den königlichen Willen unbeschränkt zu machen, ihn von allen, aus der Entwicklung des französischen Staatslebens ihm erwachsenen Nebengewalten, mochten sie in treibender oder in hemmender Form wirken, zu befreien, ablehnend gegenüber.

Sah Richelieu in der territorialen wie politischen Macht des Hochadels eines der größten Hindernisse sowohl für die nationale Einheit als aber auch für die absolute Machtentfaltung des königlichen Willens und seines eignen, suchte er demgemäß die Machtstellung der Großen zu zertrümmern und ihren Einfluß auf den König auf ein Mindestmaß zu beschränken, so fand er bei Fancan, soweit eine Beschränkung der feudalen Selbstherrlichkeit dem festeren Zusammenschluß der einzelnen Landschaften zugute kam, volles Verständnis. Tendenzen wie die Condés, welche, sei es offen oder versteckt, auf eine unmittelbare Mitregierung hinausliefen, bekämpfte Fancan mit aller Kraft, jene aristokratische Koalition, welche mit Hilfe des präsumptiven Thronfolgers zum maßgebenden Einfluß zu gelangen suchte, griff er offen an.

So trug er sein Teil dazu bei, feudale Übergriffe in das Vorrecht der Krone zurückzuweisen; keineswegs aber billigte er ein Prinzip, welches das aristokratische Element von jedem größeren Einfluß auf die Geschäfte überhaupt auszuschließen sich vornahm. Wohl möglich, daß ihm ein solches Unterfangen zu gewagt erschien, daß er an die Möglichkeit nicht glaubte, den Teil der französischen Nation, gegen welchen das Königtum erst nach endlosen Kämpfen sich überhaupt hatte durchsetzen können, nun kurzer Hand zur politischen Ohnmacht zu verurteilen, möglich, daß er die eiserne Energie Richelieus hierin unterschätzte und deswegen den Versuch nicht für ratsam hielt. Aber den Ausschlag gab doch, daß er innerlich dieser Frage anders gegenüberstand.

Selbst bürgerlicher Abstammung und diese jederzeit mit Stolz bekennend, hat Fancan die Vorrechte der Geburt doch stets anerkannt.

Schon früh war er in Beziehungen zu den Longuevilles und Soissons getreten, und in Fancans Flugschriften des

zweiten Jahrzehnts kommt seine Parteinahme für die angestammten Rechte der Longuevilles auf das Gouvernement der Picardie gegenüber Ancre deutlich zum Vorschein. Hat letzterer auch mit Richelieu wenig oder gar nichts gemeinsam, entsprang auch seine Feindschaft gegen die Aristokratie rein persönlichen Motiven, in gewissem Sinne vertrat doch auch er das staatliche Prinzip gegen den feudalen Unabhängigkeitstrieb. Als Kampf zwischen diesen beiden Prinzipien hat allerdings Fancan den Streit Ancres mit dem Adel nicht empfunden; er setzte bei Ancre einen höheren Gesichtspunkt nie voraus und leitete die Bestrebungen um die Picardie lediglich aus dem Haß des Emporkömmlings gegen eine alte Gewalt und seinem Eigennutz ab, aber immerhin ist sein unentwegtes Eintreten für angestammte Rechte von Bedeutung.

Der Gedanke, daß die Mitglieder des hohen Adels einen wohlbegründeten Anspruch darauf hätten, bei wichtigen Entscheidungen der Regierung in erster Reihe gehört zu werden, ist ihm durchaus natürlich, ganz klar kommt auch in der von uns erwähnten Schrift über den Konseil der Gedanke zum Durchbruch, daß neben dem Verdienst lediglich die Geburt das Anrecht auf einen Platz im Konseil verleihe, und in dem Vorschlag sämtliche vorhandene Patente zu annullieren, werden die der Prinzen ausdrücklich ausgenommen.

Bemerken wir noch, daß sich die Sympathie Fancans auf die Mitglieder des Hauses Bourbon als die mit der Dynastie verwandtschaftlich verbundenen beschränkte, daß er den Angehörigen des zweiten großen Adelsgeschlechts, den Guisen, durchaus feindlich gegenüberstand.

Das Recht der Prinzen von Geblüt auf eine in Maßen gehaltene, beratende Teilnahme an der Regierung wollte er nicht beseitigt wissen; in zweiter Reihe kam es ihm darauf

an, auch die durch Jahrhunderte lange Entwicklung zu einem wichtigen Faktor der Staatsgewalt gewordene Einrichtung der Parlamente in ihrer ganzen Bedeutung beizubehalten.

Waren die provinzialen Parlamente in der Hauptsache auf ihre ursprüngliche Bedeutung als königliche Gerichtshöfe beschränkt geblieben, so hatte das Pariser Parlament unter allmählicher, aber sicherer Ausdehnung seiner Kompetenz sich zu dem Range einer hohen, wenn nicht der höchsten Instanz in geistigen Streitigkeiten emporgeschwungen. Der in ihm herrschende Geist war durchweg derselbe geblieben; in politischer Hinsicht verfocht das Parlament die Sache des Königs und der Einheit, seine kirchlichen Anschauungen deckten sich vollständig mit dem Begriff des Gallikanismus. Mit der Bedeutung war aber auch das Selbstbewußtsein der Körperschaft gewachsen; sie betrachtete sich als Hüterin der Tradition, der Lehren und Sitten, eifersüchtig wahrte sie das sich angemaßte, vom Königtum stillschweigend geduldete Privileg, königliche Erlasse vor ihrer Gültigkeit zu registrieren, sowie ihr Prärogativ der „Remonstrance". Von Bedeutung war, daß die Parlamentsmitgliedschaft auch den Angehörigen des dritten Standes Gelegenheit bot, sich in wichtigen und verantwortungsreichen Staatsämtern zu betätigen; die Stelle eines ersten Präsidenten am Pariser Parlament beispielsweise galt als einer der höchsten Posten.

Fancan stand durch Abstammung und Verschwägerung diesen Parlamentskreisen schon nahe; ebensowenig fehlten die geistigen Beziehungen. Die scharfen Zurückweisungen, welche das Pariser Parlament mehr als einmal ultramontanen Übergriffen hatte zuteil werden lassen, schienen ihm die beste Gewähr für die Unabhängigkeit des Königs von päpstlicher, der französischen Kirche von jesuitischer Suprematie zu bieten. Daher vertrat er auch stets Richelieu gegenüber den



Standpunkt, daß man die Parlamente in vollster Unabhängigkeit erhalten, sich eines Eingriffes in ihre Rechte enthalten solle. In einer „Parlement“ betitelten Schrift[43], deren wesentlichen Inhalt verschiedene Vorschläge für die Besetzung des Präsidentenstuhls bilden, nennt er es wohl „le principal apuy de l'Estat“. Über das Bestehende hinaus etwa seine Kompetenz auf Kosten der königlichen Autorität erhöhen will er keinesfalls. Überhaupt muß nochmals hervorgehoben werden, daß für ihn die Krone weit über alles hinwegragt, erst in angemessenem Abstande folgen die übrigen Faktoren der Regierungsgewalt.

Bei dieser Betrachtung der Staatseinrichtung, wie sie sich als beste in den Augen Fancans und sicher vieler seiner Parteigenossen darstellt, machen wir eine eigentümliche Beobachtung. Als einen leisen, ihm als solchen vielleicht unbewußten Nachhall der verfassungstheoretischen Erschütterungen des 16. Jahrhunderts müssen wir die von ihm entwickelten Ideen empfinden; zwei Ständen, Adel und Bürgertum, teilt er den ihnen entsprechenden Anteil an der Regierung zu, den Klerus läßt er völlig unberücksichtigt.

In konsequenter Schärfe nimmt er vielmehr eine völlige Trennung politischer und kirchlicher Gesichtspunkte vor; politische Entscheidungen vollends sollen von geistlichen Interessen niemals beeinflußt werden.

Wohl schon in der Jugend hat sich diese Denkweise, welche bei einem Angehörigen eben dieses Standes doppelt bemerkenswert ist, bei ihm entwickelt. Nur auf die Verquickung von Religion und Politik führte er die Entstehung der Bürgerkriege zurück, spanische Intrigen und religiöser Fanatismus galten ihm als die Ursachen jener furchtbaren Periode. Und wie ja die Eindrücke dieser Zeit überhaupt

[43] France 787, fol. 30/31. Von Fancans Hand, Liste Nr. 343.

für seine politische Richtung bestimmend wurden, so kannte er später keine wichtigere Aufgabe, als eine Wiederauflebung dieses Fanatismus zu verhüten; denn er ist der unerschütterlichen Überzeugung, daß bei der Entfesselung dieser Gluten Spanien jedesmal seinen Vorteil gesucht und gefunden habe, daß es aber sein Zweck um so leichter erreicht habe, als die oberste kirchliche Instanz, das Papsttum ihm stets nach Kräften geholfen und seine ganze Autorität in den Dienst der spanischen Sache gestellt habe. Das bequemste und zuverlässige Werkzeug Roms aber sind die Orden, in erster Reihe die Jesuiten; ihre Tätigkeit dient nur den spanischen Interessen, daher ist es eine nationale Aufgabe, ihren Einfluß zu brechen.

Auf denselben Grundgedanken, die Abneigung gegen die antifranzösischen oder zum wenigsten internationalen Tendenzen der Orden läßt sich wohl auch der zwischen ihnen und dem französischen Weltklerus überhaupt bestehende Gegensatz zurückführen; denn der weitaus größte Teil des letzteren betonte doch in seinen gallikanischen Neigungen das nationale Prinzip recht vernehmbar.

Trotzdem dürfte es unter den Angehörigen des Weltklerus nicht viele gegeben haben, welche dieses „sich vor Augen halten", des nationalen Interesses zu einer solchen Vorurteilslosigkeit in religiösen Fragen geführt hätte, wie sie bei Fancan sich zeigt. Vergegenwärtigt man sich, daß das Ende des 16., der Anfang des 17. Jahrhunderts der katholischen Restauration ihren Höhepunkt brachte, wie beispielsweise Richelieus und Pater Josephs Denkweise von der Gewalt des siegreich zurückkehrenden katholischen Glaubenseifers beeinflußt worden war, so tritt das Bild eines Mannes, welcher, selbst Priester der katholischen Kirche, diese Fluten so unberührt an sich hat vorüberschießen lassen, mit bemerkenswerter Schärfe hervor.

Vom ausschließlich politischen Standpunkte betrachtet Fancan die Folgen der Kirchenspaltung; in der äußeren Politik bot sie ihm, wie wir sahen, nicht das geringste Hindernis für Kombinationen irgend welcher Art, im Innern durfte sie niemals Anlaß zum Bürgerkriege geben. Jeder Versuch, auf anderem Wege als dem der Überzeugung die Hugenotten zur römischen Kirche zurückzuführen, scheint im Interesse des inneren Friedens als verwerflich.

Ihrer Lehre gegenüber übt er die weitherzigste Toleranz; keine Spur von Verachtung oder Haß des katholischen Priesters gegen die Ketzer. Die sonst so scharfe und angreifende Feder Fancans findet ihnen gegenüber nur Worte der Nachsicht, höchstens des Bedauerns. Erklärlich ist es, daß später seine Gegner dieses Moment gegen ihn ausnutzen konnten; wenn sie ihn freilich als einen abtrünnigen Priester hinstellten, der sich den Ketzern ganz und gar verschrieben habe, so traf das nicht zu: zum protestantischen Dogma hingeneigt hat Fancan nicht. Seine Auffassung vom Christentum bewegte sich in so weiten Grenzen, wollte sich festen Dogmen so wenig anbequemen, daß man seine Stellung, auch den konfessionellen Streitigkeiten gegenüber, nur als eine absolut neutrale, ja gleichgültige, bezeichnen kann. Gewiß, er war Gallikaner, aber den Eindruck werden wir nicht los, daß es in der Hauptsache der dem Gallikanismus eigentümliche nationale Zug, seine Abschließung gegen Rom war, was Fancan mit ihm verband; in religiöser Hinsicht stand er durchaus über den Parteien; weder der einen noch der anderen gestand er das Recht der alleinigen wahren Kirche zu.

Was ihn den Hugenotten nahe brachte, war die gemeinsame Feindschaft gegen die Fanatiker im katholischen Lager, vielleicht auch das menschlich recht begreifliche Gefühl der Sympathie für den Schwächeren, nicht aber eine Hinneigung

zur protestantischen Lehre. Seine ausgesprochen politische Natur, die immer auf ein festes Ziel hinaus will, gibt solchen religiös-dogmatischen Erwägungen kaum Raum.

Wir haben Fancans Stellung zu den hauptsächlichsten Fragen der Zeit hier zu veranschaulichen gesucht, wobei es uns weniger auf die Einzelheiten als vielmehr darauf ankam, zu zeigen, daß seine Gedanken aus einem in sich geschlossenen und seines Zieles sich genau bewußten Geiste heraus geboren sind, daß die einzelnen Züge sich wohl zu einem harmonischen Bilde vereinigen lassen. Den Eindruck gewinnen wir vor allem, daß sein Denken ein durchaus selbständiges und daher keiner Beeinflussung zugänglich ist.

Richelieu würde Charakterfestigkeit bei seinem Mitarbeiter für keinen Fehler gehalten haben — wenn sie in sein eigenes politisches System voll hineingepaßt hätte. Aber die Betrachtung von Fancans politischen Ideen zeigte uns doch auch, wie weit seine Ansicht über eine der wichtigsten Fragen von der Richelieus abwich, wie sehr Fancans Milde und versöhnliche Beurteilung des Hugenottenproblems von der schroffen und feindlichen Gesinnung des Kardinals sich unterschied. Als Katholik und als Staatsmann wünschte Richelieu die Vernichtung der hugenottischen Selbständigkeit; stand der Katholik der protestantischen Lehre durchaus feindselig gegenüber, so hielt der Minister alle nationalen Einigungsversuche für illusorisch, so lange die Hugenottenplätze noch dem König Trotz bieten konnten. Die Möglichkeit, sich dem staatlichen Aufsaugungsprozeß noch länger zu widersetzen, mußte ihnen genommen werden.

Andere Fragen hatten sich zu Beginn seines Ministeriums in den Vordergrund gedrängt, aber der Plan war deswegen nicht aufgegeben. Dieser Aufschub allein hatte es möglich



gemacht, daß Fancan in solch intime Beziehungen zu Richelieu treten konnte; solange die äußeren Schwierigkeiten die gesamten Kräfte aller national Denkenden in Anspruch nahmen, konnten und mußten zwei Naturen, die über das Ziel der auswärtigen Politik Frankreichs sich völlig eins waren, zusammengehen; die Beziehungen zwischen beiden mußten sich notwendigerweise ändern, sobald die Hugenottenfrage und die Notwendigkeit einer Lösung derselben wieder in den Vordergrund trat.

Während der Reise Fancans nach München noch erfolgte jener Losbruch der hugenottischen Führer Rohan und Soubise, welcher den Beginn des neuen Bürgerkrieges bedeutete.

Zu einer Billigung dieser Aktion der hugenottischen Großen zu gelangen, ist ebenso schwer wie zu einem Verdammungsurteil. Verstehen können wir auf alle Fälle, daß die durch allerhand Chikanen und rigorose Auslegungen des letzten Friedensediktes gereizte und gegen das Regime Richelieus überhaupt mißtrauische Hugenottenpartei mit der Fortnahme der königlichen Schiffe einen glücklichen Schlag zu führen und sich eine festere Position zu erobern hoffte. Anderseits zeugt es doch wieder von einem gewaltigen Überwiegen partikularer Bestrebungen und dem Mangel jedes großen nationalen Gesichtspunktes, wenn die Hugenotten zu einer Zeit, wo die auswärtigen Verhältnisse schon eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit und Teilnahme verlangten, nun ihrer Regierung noch die Lasten eines inneren Krieges aufluden; ja, mit der Annahme, daß sie in vollständiger Kenntnis der gespannten äußeren Lage diesen Faktor als einen für sie günstigen insoweit in Rechnung gezogen haben, als sie auf größere Nachgiebigkeit der Regierung hofften, dürfte man ihnen kaum Unrecht tun.

Die Rechnung war aber verkehrt; wohl fühlte Richelieu

die ungeheure Schwierigkeit und Gefahr klar heraus, nach zwei Seiten hin die Kräfte, nicht zum wenigsten die finanziellen Kräfte dermaßen zu zersplittern, mit der Fortsetzung der antihabsburgischen Politik ein bewaffnetes Vorgehen gegen die rebellischen Landsleute zu vereinigen; aus dem Bewußtsein dieser Schwierigkeit aber erklärt sich auch seine maßlose Erbitterung gegen die Hugenotten. Hatten diese also auf Nachgiebigkeit gerechnet, so ging vielmehr des Kardinals Entschluß dahin, die staatliche Autorität mit aller Macht durchzusetzen.

Die halb durch Drohungen, halb durch Versprechungen erlangte Unterstützung Hollands und Englands bewirkte dann auch einen Erfolg der königlichen Waffen soweit, daß die Hugenotten mit Friedensunterhandlungen beginnen mußten.

Sollte man sich darauf einlassen oder die einmal errungene Position ausbeuten und die hugenottische Macht endgültig brechen?

Diese Frage mußte sich Richelieu jetzt vorlegen, und die Entscheidung fiel um so schwerer, als die bis dahin ziemlich gedämpften Parteileidenschaften jetzt neu aufloderten und ihn in diesem oder jenem Sinne mit fortzureißen suchten.

Sehen wir ganz ab von jenen „Eiferern", den Bérulle und Marillac, welche auf Zusammengehen mit Spanien und Niederwerfung der Hugenotten drängten, so fanden sich auch durchaus national denkende Männer, welche ein bedingungsloses Nachgeben gegenüber Spanien weit von sich abweisend, doch den Gedanken zum Ausdruck brachten, daß man unter voller Aufrechterhaltung der französischen Ehre und Interessen eine einstweilige Übereinkunft mit Spanien versuchen und die freigewordenen Kräfte mit gegen die Hugenotten verwenden solle. Das leitende Prinzip dieser Männer, zu denen man in erster Reihe Pater Joseph rechnen kann, hat

troß seiner Betonung des katholischen Standpunktes mit dem Internationalismus bezw. der Vorliebe für Spanien der „Eiferer“ nichts zu tun, die Grundgedanken über die auswärtige Politik haben sie vielmehr mit den „bons francais“ gemeinsam.[44]

Was nun der letzteren Stellungnahme in der inneren Krise betrifft, so wurde ihnen die Entscheidung ohne Zweifel recht schwer. Die Eröffnung der Feindseligkeiten war von hugenottischer Seite ausgegangen, und bei voller Berücksichtigung aller ihr Vorgehen erklärenden und vielleicht auch entschuldigenden Umstände mußte doch dieser Akt, der die Erfolge der äußeren Politik stark in Frage stellte, als ein im höchsten Maße unpatriotischer empfunden werden. Hatten die bons francais also als national Empfindende keinen Grund und kein Recht, die von der Regierung den Hugenotten gegenüber eingenommene Haltung anzugreifen, so entsprach es doch ihren politischen Grundanschauungen, daß sie auf eine schnelle, durch beiderseitiges Entgegenkommen zu erreichende Einstellung der Feindseligkeiten hinarbeiteten und, nachdem von den Hugenotten die Initiative zu Verhandlungen ergriffen war, der Regierung ein Eingehen auf die Friedensverhandlungen aufs dringendste empfahlen.

Mit ganz besonderer und steigender Anteilnahme verfolgte Fancan den Verlauf des Konfliktes. Über die Empfindungen, welche dieser Wiederausbruch des Bürgerkrieges in ihm ausgelöst hatte, können wir nicht im Ungewissen sein;

[44] In recht übersichtlicher Form kommt ihr System zur Darstellung in eine Schrift: „Le Catholique d'État, ou Discours politique des Alliances du Roy très chretien contre les calomnies de son État, Dedié au Roy par le Sieur de Ferrier. 1625.“

Der Verfasser vereint einen glühenden religiösen Eifer, der keine Toleranz kennt, mit einer ausgesprochenen Abneigung gegen Österreich-Spanien, und der Forderung, die alten Bündnisse aufrecht zu halten.

wir sahen, wie die schmerzhaften Eindrücke der Ligakämpfe seine ganze politische Entwickelung beeinflußt, wie der Pamphletist im Kampfe gegen die Erneuerer der inneren Konflikte seine Kraft aufs Höchste angespannt hatte. Kein Wunder, wenn die Ereignisse des Frühjahrs 1625, welche eine Wiederkehr jener von ihm so gefürchteten Zustände herbeizuführen drohten, ihn mit tiefster Bestürzung erfüllten, daß sie die Gedanken und die Tätigkeit des Politikers nun in erster Reihe in Anspruch nahmen. Freilich lag ja die Situation diesmal anders; den Anteil an Schuld, welchen die Hugenotten an dem Ausbruch des Kampfes hatten, gab Fancan zu[44a], und diese Erkenntnis sowie die durch die Münchner Reise dokumentierte Intimität seiner Beziehungen zu Richelieu machten eine Wiederholung jenes gegen die leitenden Männer gerichteten Sturmlaufes unmöglich. Aber eben die jetzige Stellung zur Regierung nicht weniger als die beste Überzeugung, legten seiner offenen Natur die Pflicht auf, die Regierung auf die nach seiner Ansicht in einer Fortsetzung und Verschärfung des inneren Kampfes liegende Gefahr hinzuweisen und sie zur Einstellung desselben zu bewegen.

In der Verfolgung dieser Absicht nun, welche über einen temporären Friedensschluß hinaus eine dauernde Pazifikation des Landes zum letzten Ziele hat, kommt die Kampfnatur und nicht weniger die Einseitigkeit des Parteimanns, welcher sich auf das einmal als richtig erkannte Prinzip fest versteift, nach einem anfänglichen Versuche einer rein sachlichen Betrachtung zum vollen Durchbruch. Eben der Vorwurf, den viele Gegner der Hugenotten diesen machten, daß sie nämlich

[44a] So in einem seiner wenigen Pamphlete aus dieser Zeit, dem gegen die Jesuiten gerichteten „Miroir du temps passé" (s. Geley), sowie in dem unter Nr. 321 der Liste angeführten Memoire, das als ganzes nicht zu unserer Kenntnis gekommen ist.

mit ihrer Empörung spanischen Einflüssen gefolgt wären und der spanischen Sache gedient hätten, dient Fancan dazu, die von ihm anfangs zugestandene Schuld der Hugenotten nach und nach auf ein Minimum einzuschränken und mit steigender Heftigkeit darauf hinzuweisen, daß in Spaniens und der mit diesen eng verbündeten ultramontanen Partei Intrigen die wahre Ursache auch dieses Bürgerkrieges liege. Immermehr befestigt sich in ihm die Vorstellung, daß eine von spanischen Parteileuten und namentlich Jesuiten gebildete „Kabale" unter dem «specieux voile de la religion» durch ihre Machenschaften und Hetzereien den Unfrieden im Lande nähre, diese zwecks Vernichtung der Ketzer, jene in der Absicht, Frankreichs Einigkeit zu erschüttern, und immer wieder zieht er hieraus den Schluß, daß Frankreichs innere Kämpfe nur dem Interesse des spanischen Königs und des Papstes dienten.

Zum erstenmal mit seiner Ansicht heraus tritt er in seinem, früher für Richelieu in Anspruch genommenen «Discours sur les affaires présentes fait à Fontainebleau".[45] Er ist eine hervorragende Staatsschrift, wägt alle Momente aufs sorgfältigste ab und zeichnet sich, was gerade bei Fancan hoch anzurechnen ist, durch eine leidenschaftslose Behandlung der Materie aus. Er faßt den Inhalt in die kurze und klare Frage: Weiterführung des Krieges im Innern und Friede mit Spanien, oder das Umgekehrte? — Bei der

[45] Unter dieser Bezeichnung hat Gardiner die Denkschrift unter Papieren des englischen Residenten Lorkin vom Juli 1625 aufgefunden. Offenbar handelte es sich nur um eine Abschrift; denn ein Exemplar, wohl das Original, hat sich auch in Fancans Papieren gefunden und ist in dem Inventar unter Nr. 422 analysiert (Discours sur l'es affaires pre. en juillet 1625. Faire la paix avec ceux de la Religion, raser le fort, faire la guerre en Allemagne). Publiziert von Gardiner in der Revue historique I, 228ff.

Entscheidung dieser Frage versucht Fancan möglichst nur den Nützlichkeitsstandpunkt als ausschlaggebend hinzustellen, sich jeder Untersuchung nach Recht oder Unrecht möglichst zu enthalten.

Dieser Versuch, die persönliche Überzeugung über die Ursachen des Bürgerkrieges nicht geltend zu machen, sich mit der Tatsache abzufinden und sie nur als solche zu betrachten, mußte Fancan außerordentlich schwerfallen; und wir finden auch, daß sein Temperament, welches zur Parteiergreifung hindrängt, einigemal die sich selbst gesetzten Schranken der nüchternen Betrachtung übersprungen und an verschiedenen Stellen die innere Stellung des Verfassers zu der vorliegenden Frage in zwar vorsichtiger aber doch deutlicher Form verraten hat. Lassen wir uns nicht beirren durch die einleitenden Betrachtungen, welche die für die Bekämpfung der Hugenotten sprechenden Momente anführen[46]; sie sind sicherlich taktischen Erwägungen entsprungen, um unter Berücksichtigung der in hohen Kreisen herrschenden Anschauungen den ersten Eindruck der Schrift günstig zu gestalten.

Wenn er dann bei der Betrachtung des Verhältnisses zwischen Regierung und Hugenotten seine Ansicht in folgende Sätze zusammenfaßt: „Nul ne met en doubte que les Huguenots ne doivent l'obéissance à Sa Majesté, et que le Roy ne leur doive sa protection par ses Edits. Il fault qu'ils rendent les devoirs a quoy ils sont obligez, et que Sa Majesté entretienne ce qu'elle leur a promis et promettra",

[46] „Commençant par le premier (der Krieg gegen die Hugenotten) on trouvera que la faction des Hugenots est intolérable que la diversité de religion est dangereuse, que l'advantage que le Roy a sur eux est très grande, et partant, que S. M. ne doibt perdre l'occasion d'acheter, d'exterminer l'hérésie."

so läßt sich der Eindruck nicht verscheuchen, daß der Verfasser bei dieser Hervorhebung der Gegenseitigkeit in Rechten und Pflichten auch auf die Vergangenheit Bezug nimmt und einer etwaigen Verfehlung der Hugenotten auch ein entsprechendes Verhalten der Regierung an die Seite stellt.

Jedenfalls soll nun aber die Schrift den Beweis führen, daß eine Fortsetzung des inneren Kampfes, wie er sich auch entscheiden würde, durchaus inopportun, ja gefährlich sei, namentlich in ihrer Wirkung auf die italienisch-schweizerischen und deutschen Verhältnisse; hier wie da würde Spanien seinen Vorteil daraus ziehen. Die Einwürfe jener, welche in der Gewährung des Friedens an die Hugenotten eine Herabsetzung des königlichen Prestiges erblicken wollen, lehnt er mit dem Hinweis darauf ab, daß ein durch Fortsetzung des Kampfes bedingtes im Stich lassen der alten Verbündeten den Ruf des Königs weit mehr schädigen würde.

Das Schlußergebnis seiner Darlegungen ist nun, die von den Hugenotten gestellten recht mäßigen Friedensbedingungen anzunehmen und die ganze Kraft auf die auswärtige Politik zu werfen.

Bewegt sich diese Schrift in den Grenzen einer zwar lebhaften aber doch sachlichen Abhandlung über die Gründe für den Frieden, so kommt in der nächsten die in ihr nur angedeutete Überzeugung Fancans, aus auswärtigen Quellen den Ursprung aller inneren Wirren ableiten zu müssen, ganz unverhüllt zum Ausdruck. Sein „Discours sur le sujet de la paix“[47] bezeichnet offen den Papst und den König von Spanien als die Anstifter aller französischen Wirren; sie unterhalten die Faktionen der eifrigen Katholiken und der Unzufriedenen, der eine, um auf unsere Kosten — denn er

[47] France 252, fol. 127. Von Fancans Hand. Denkschrift.

gibt uns keinen Pfennig Geld dazu — die Ketzerei auszutilgen, der andere, um aus unserer Uneinigkeit Nutzen zu ziehen; das Gedeihen des Landes aber erfordert unbedingt Frieden. — Die Bedingungen nun, welche er als durchaus annehmbar hinstellt, stimmen überein mit den von der Deputation der Hugenotten dem König vorgelegten, nämlich, Rohan und Soubise in königlichem Dienst zu beschäftigen und die konfessionellen Verhältnisse auf den früheren Stand zurückzuführen.

Von größerem Interesse als diese Schrift ist eine sich unmittelbar an sie anschließende: „Bref expédient pour prevenir les bruitz qui se pourraient semer contre la paix et dissiper la faction étrangère". Ihr Aufbau — auf die Basis des im Vorigen durchgeführten Gedankens setzt er eine Eröterung über kirchliche Reformen —, zeigt uns nämlich die Stärke der Überzeugung, mit der er an einen Zusammenhang der politischen Ereignisse mit geistlichen Einflüssen glaubt. Schon ihr Anfang gibt seiner Anschauung über den Ursprung aller inneren Kämpfe in einer Weise Ausdruck, wie sie nicht bestimmter sein kann: „Toutes les guerres de religion que l'on a veu dans la France ont été suscitées et résuscitées par la rencontre des interestz du St. Siege et d'Espagne l'un par déssin de ruiner l'heresie et l'autre d'entretenir cette couronne en guerre civile". Weiter führt Fancan dann aus, daß der Papst die wirksamsten Werkzeuge für seine Bestrebungen in den Klöstern und Orden finde, daß man auf diese also sein Hauptaugenmerk richten müsse und das zumal in dem Sinne, daß die Entstehung neuer Klöster unbedingt verhindert werde. Zu vermeiden sei aber der Anschein, als ob man irgendwie der Förderung des Glaubens nicht günstig gesinnt sei, vielmehr solle der König den Papst bitten, im Interesse der

Kirche und zur Erleichterung der Rückkehr der Ketzer in den Schoß der Kirche eine Reformation der kirchlichen Disziplin anzuordnen; falls der Papst dieses Verlangen nicht billige, „comme de fait il ne l'approuvera non plus que la paix“, könne dann der König eigenmächtig Verordnungen über das Verhalten der Geistlichkeit erlassen. Der Erfolg würde ein doppelter sein: Sowohl erleichtere eine Einschränkung der aufhetzenden Tätigkeit der Ordensgeistlichen den Abschluß des Friedens, als auch sei der König gegen jeden Vorwurf religiöser Lässigkeit hinreichend geschützt. — Die Vorschläge gehen dann im Einzelnen dahin, das klerikale Element möglichst vom Hofe fern zu halten, und allen Geistlichen ein gesittetes und ernstes Auftreten auch bezüglich der Kleidung — denn darauf richtet das Volk zumeist seine Aufmerksamkeit — vorzuschreiben.

Dieses Interesse für Angelegenheiten seines Standes macht ja nun dem Kanonikus Fancan alle Ehre; es betätigt sich übrigens in demselben Sinne, in welchem Richelieu einen Versuch zur Besserung der kirchlichen Zustände anstellte.[48] Aber wir haben den Eindruck, als sei es Fancan um diese Reformation an sich recht wenig zu tun gewesen; auch mit diesen Vorschlägen will er nur dem Ziel näher kommen, eine möglichst scharfe Trennung politischer und religiöser Gesichtspunkte durchzuführen, zumal dann geistliche Einflüsse zu beseitigen, wenn sie, wie zur Zeit der Abfassung dieser Schrift, die Beendigung des Bürgerkrieges zu verhindern scheinen; denn der Friede mit den Hugenotten stellt sich doch als das Endziel aller seiner damaligen Schriften dar.[49]

[48] Avenel II, 173/174.

[49] Er selbst bezeichnet als den „vray but“ dieser Schrift „de remédier au grand nombre de couvents qu'on a glissé dans la France soubs prétexte de devotion et de religion, et par le moyen desquels l'estranger fait aujourd'hui toutes ses pratiques“.

Richelieus Stellung gegenüber den verschiedenen auf ihn einstürmenden Vorhaltungen und Bitten ist recht schwer festzulegen. Sicher ist, daß die Forderungen jener, welche auf bedingungslose Fortsetzung des Kampfes bis zur Eroberung la Rochelles drangen, infolge des ihnen anhaftenden, jede nüchterne Erwägung ausschließenden Fanatismus nicht von maßgebender Bedeutung für den Entschluß des Staatsmanns werden konnten; das gleiche Schicksal hatten aber auch die hugenottenfreundlichen Vorstellungen Fancans, soweit sie den Gedanken einer dauernden Überbrückung des Gegensatzes in sich einschlossen. An die Möglichkeit, den Hugenotten ihre bisherige Stellung ohne Gefährdung der nationalen Interessen lassen zu können, glaubte Richelieu nicht, und aus dieser Erkenntnis zog er den Schluß, den alten Zustand zu ändern; es ist nicht daran zu zweifeln, daß er schon damals, im Sommer 1625, den festen Vorsatz hatte, die hugenottische Macht zu brechen, sobald die Umstände es erlaubten.

Aber zur Zeit waren sie nicht derart, daß Richelieu seiner Neigung hätte folgen können. Einerseits hatte für die zur Zeit im Gange befindlichen Unterhandlungen mit dem päpstlichen Legaten über die Veltlinfrage die französische Diplomatie mit der Drohung, den inneren Kampf auf friedlichem Wege zu beenden, das beste Mittel in der Hand, um von seiten der Kurie, welche in diesem Fall auch die Interessen Spaniens vertrat, günstigere Bedingungen herauszuschlagen, und Versuche dieser Art stellte man auch verschiedentlich an.[50]

Anderseits brachte die Natur der von Richelieu zur Bekämpfung der Hugenotten eingegangenen Bündnisse es mit sich, daß er in seinem Vorgehen gegen sie sich bestimmte

[50] Über die Wechselwirkungen dieser gleichzeitig geführten Unterhandlungen siehe Fagniez, a. a. O., Kap. IV.

Grenzen gezogen sah. Holland und namentlich England hatten doch ihre Unterstützung nur in der Absicht gewährt, Frankreich im Innern die Hände frei zu machen und so auf seine unverminderte Unterstützung in den auswärtigen Kämpfen rechnen zu können; sie wollten Frankreich soweit helfen, daß es unter Wahrung der staatlichen Autorität den Hugenotten einen annehmbaren Frieden diktieren könne, eine völlige Niederwerfung ihrer Glaubensgenossen hätten sie niemals begünstigt. Richelieu kannte diese Gesinnung seiner Verbündeten zu genau, um sich darüber Illusionen hinzugeben; er war aber zur Zeit nicht in der Lage, unter Verzicht auf ihre Marine etwa mit eigenen Mitteln den Kampf erfolgreich weiterzuführen.[51]

Es war die Folge dieser in ihrer Tendenz unnatürlichen Koalition, daß die Bewegungsfreiheit der französischen Regierung gegenüber den eigenen Untertanen gehemmt war, daß der leitende Minister in klarer Erkenntnis dieser Verwickelung sich gezwungen sah, die Einmischung der englischen Gesandten in die Verhandlungen zu dulden und den Gegnern, wenn nicht entgegenzukommen, so doch verhältnismäßig günstige Friedensbedingungen zu gewähren.

Einen recht interessanten Beitrag zu der Auffassung, die man in politischen Kreisen über diesen Entschluß Richelieus hegte, gibt eine Äußerung Bérulles gegenüber dem Nuntius[52]; trifft seine Behauptung, daß man absichtlich den

[51] S. Avenel II, 194, Anmkg. 2.

[52] „Quindi entrò à diermi che il trattato congli Ugonotti era accordato ne punti sostantiali mà nondimeno conceputo e disposto in tal maniera che in tutti i tempi sarebbe facile ò di trovare ò di far cadere i rocellesi in qualche inosservanza, e consequentemente con apparenza di raggione rinnovargli la guerra ad ogni commodo del Rè; soggiunse (Bérulle) che S. M. et i ministri mà particolarmente il cardinal di Ricelieu erano si desiosi di tale rinnovatione e si con-

Vertrag mit den Hugenotten in einer Weise formuliert habe, welche ein baldiges Wiederaufleben der Feindseligkeiten in sich schlösse, zu, so hätte man für Richelieus Politik der nächsten Jahre die beste Erklärung. Berücksichtigt man nun, daß Bérulle den fast ständigen Vermittler zwischen Richelieu und dem Nuntius abgab, daß er seine Informationen aus bester Quelle bezog, so scheint die Annahme berechtigt, daß seine Behauptung auf eine entsprechende Äußerung des Kardinals sich stützt. Mag nun auch die Möglichkeit zugegeben sein, daß diese Äußerung Richelieus mehr in der Absicht geschehen sei, gewisse Vorstellungen zu erwecken, als daß er eine derartige Skrupellosigkeit — man möchte sich noch schärfer ausdrücken — beabsichtigt hätte, — ein von ihm ja nicht selten angewandtes Mittel —, daß sie vielleicht gerade auf den Nuntius berechnet war[53]: jedenfalls zeigt sich doch das Bestreben, bei den Katholiken den üblen Eindruck seines Abkommens mit den Hugenotten zu verwischen,

cettosi di buon successo in evento di pace con la Spagna, che per attendere à le imprese domestiche si renderano più facili al componimento de le hesterne; . . . ."

Nunz. d. Francia, 403.

Spada über Bérulles Äußerung a. 9. II. 1626.

[53] Wenn wir uns mehr der zuerst ausgesprochenen Annahme zuneigen, so stützen wir uns auf ein im Archiv des Auswärtigen Amtes (France 246, fol. 32—39) befindliches Memoire; es stammt entweder von der Hand Richelieus selbst oder der seines Sekretärs Charpentier, ist jedenfalls aus seinem Kabinett und trägt einen offiziellen Charakter. — In diesem Memoire nun erregt der — später gestrichene — Schluß unser ganzes Interesse, indem er denselben Gedanken enthält, dem Bérulle Spada gegenüber Ausdruck gibt: In die Friedensbedingungen mit den Hugenotten solche aufzunehmen, welche eine neue Empörung zur Folge haben müssen; das vom Klerus angebotene Geld solle man ruhig nehmen; denn es würde ja bald Gelegenheit kommen, „wo das böse Verhalten der Hugenotten seine Verwendung verlangen werde".

dem katholischen Empfinden eine Konzession zu machen. Und er mußte dies Entgegenkommen zeigen, er mußte das katholische Prinzip aufs stärkste betonen, wenn er sein nächstes politisches Ziel, die Eroberung la Rochelles erreichen wollte. Worin der Fehler seiner letzten Berechnung gelegen hatte, war ihm klar: ein Krieg mit protestantischen Verbündeten gegen die Hugenotten, gleichzeitig ein Krieg gegen die Vormacht der katholischen Orthodoxie, das ließ sich nicht mit einander vereinigen, die Unnatur dieser Konstellation machte einen guten Erfolg unmöglich.

Und aus dieser Erkenntnis zog er seine Folgerung. Das kurze Zeit nach dem Hugenottenfrieden mit Spanien getroffene Abkommen entsprach trotz aller offiziöser Ableugnungsversuche seinem Wunsche, und war nur möglich geworden durch beiderseitiges Entgegenkommen, beiderseitige Beschränkung der Forderungen auf das im nationalen Interesse unumgänglich notwendige.[54] Von derselben Zeit an verlor das englische Bündnis für ihn an Wert, ja, die Überzeugung erwuchs ihm wohl schon damals, daß der Kampf gegen die Hugenotten nur im gleichzeitigen Gegensatz zu England durchführbar sei. Der leitende Gedanke seiner zukünftigen Politik, d. h. solange deren Ziel die Einnahme La Rochelles war, mußte sein, den katholischen Standpunkt hervorzukehren, die Kräfte des Katholizismus um sich zu vereinigen.

Nehmen wir dieses durchaus verständliche Prinzip als die Grundlage von Richelieus Politik der nächsten Jahre an — und die Tatsachen bestätigen diese Annahme —, so werfen wir naturgemäß die Frage auf: wie wird sich jetzt sein Verhältnis zu Fancan gestalten?

Die Gefahr, daß der Gegensatz ihrer Anschauung schon jetzt zum vollen Ausbruch kam, war durch die Einstellung

[54] Fagniez, a. a. O.

des Bürgerkrieges einstweilen beseitigt, und Fancan hat gerade um die Zeit des Friedensschlusses, in den ersten Monaten des Jahres 1626 sich wieder mit regem Eifer den auswärtigen Angelegenheiten gewidmet.

Von besonderem Interesse für diese Zeit ist die bayerische diplomatische Korrespondenz, d. h. Berichte des bayerischen Agenten Küttner und des Nachfolgers Pater Hyacinths in Paris, des Kapuziners Rota einerseits, die aus der Münchener Kanzlei hierauf ergangenen Antwortschreiben und Instruktionen andererseits.[55] Leider reichen sie nur bis Ende April 1626, folgen sich aber bis dahin in fast regelmäßiger recht häufiger Folge, und spiegeln die Auffassung, mit der man auf bayerischer Seite der französischen Politik folgte, recht gut wieder.

Für uns kommt ja hauptsächlich in Betracht, was an Urteilen über Fancan und über Fancans Verhältnis zu Richelieu aus ihr zu entnehmen ist. Es bestätigt sich nun vor allem die aus Berichten des Nuntius uns schon bekannte Tatsache, daß Fancan mit dem bayerischen Vertreter einen recht intensiven Verkehr pflog; ihre Verhandlungen, die sich naturgemäß fast ausschließlich auf das Verhältnis Bayerns zu Frankreich bezogen, ergänzten die zwischen Rota und Pater Joseph, gelegentlich auch Kardinal de la Rochefoucauld gepflogenen politischen Erörterungen. Ebenso nun wie damals Hyacinth, schätzt auch Küttner und dementsprechend sein Münchner Korrespondent Fancans Bedeutung ein. Wie oft beruft sich Küttner auf Fancan als Quelle seiner Informationen, wie oft wird er von München aus angewiesen, durch Fancan Bayerns Ansicht in diesem oder jenem Sinne zur Kenntnis der französischen Regierung zu bringen!

[55] Die gesamte, für das Folgende benutzte Korrespondenz im Münchener Reichs-Archiv, 30jährige Kriegs-Akten, Fasz. XXI, 195.



Gewiß könnte nun dieser ganz zweifellose intime Verkehr Fancans mit dem bayerischen Vertreter zu dem Verdacht Anlaß geben, daß dieses Verhältnis nicht so ganz einwandsfrei, daß er durch irgendwelche Bande den Interessen Bayerns verpflichtet gewesen wäre. Aber dagegen spricht doch ein wichtiger Umstand. Wohl läßt sich aus manchen Schreiben ein gewisses Vertrauen zu Fancan herauslesen, man glaubt zuweilen durch seine Vermittelung die französische Politik beeinflussen zu können, aber man hört keinen Augenblick auf, ihn in vollem Einverständnis mit Richelieu zu wähnen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in Bayern auf Grund der Küttnerschen Berichte in Fancan den überzeugten Vertreter von Richelieus Politik sah, und zwar einen der bedeutendsten. Die häufigen Zusammenstellungen seiner Person mit dem Kardinal, wozu dann häufig noch Pater Joseph trat, als der Männer, welche die französische Politik machten und zwar in ein und demselben Sinne, geben dieser Überzeugung vollen Ausdruck.

Nun fand aber diese Politik keineswegs den Beifall Bayerns. Gerade um die Zeit des Friedensschlusses mit den Hugenotten und mit Spanien betrachtete man in München die Entwickelung der Dinge in Frankreich mit recht bedenklichen Augen. Keines von den beiden Abkommen fand den Beifall Maximilians; den Hugenotten hätte der Jesuitenzögling gerne eine völlige Vernichtung gegönnt[56], und ferner schloß er aus der ihm wohlbekannten Teilnahme Englands an den Friedensverhandlungen auf ein noch engeres zukünftiges Zusammengehen der beiden Länder.[57]

[56] In einem Schreiben an Küttner (20. I. 1626) wird sogar der kühne Gedanke erwähnt, dem französischen König eine Armada gegen die Rebellen zu Hilfe zu schicken; ein anderes vom 10. II. 1626 bezeichnet es als schimpflich, daß man mit den Hugenotten Frieden schließen wolle.

[57] Küttner weiß am 11. Februar aus „guter Quelle" zu berichten,

Mit recht gemischten Empfindungen hatte man auch dem Frieden mit Spanien entgegengesehen, mit sauer-süßer Miene begrüßte man ihn. Früher, zu Beginn des Veltliner Konfliktes, hatten die bayerischen Fürsten nicht stark und oft genug ihrem Schmerz über die Entzweiung der beiden katholischen Kronen Ausdruck geben können. Jetzt, wo eine Beendigung des Konfliktes sicher war, trat seltsamer Weise der katholische Eifer Maximilians hinter den politischen Instinkt, der ihm einen Gegensatz zwischen Frankreich und Spanien als keineswegs den bayerischen Interessen schädlich erscheinen ließ, merklich zurück. Bayern fürchtete vor allem, daß die durch den Frieden in Italien und in der Schweiz frei gewordenen Truppen nach Deutschland gewälzt werden könnten, und die durch den Ausbruch des sogenannten niedersächsisch-dänischen Krieges ohnehin schon komplizierte Lage noch verschlimmern würden. Maximilian setzte daher alles ein, um, falls der italienische Friede zustande komme, auch ein für ihn günstiges Abkommen in Deutschland zu erlangen; in Rom wirkte Pater Hyacinth in diesem Sinne, in Paris wurde die Unterstützung des Nuntius in Anspruch genommen.

An der Situation in Deutschland glaubte man aber Frankreich schuld, hinter allen Bayern feindlichen Bewegungen vermutete man den Einfluß Frankreichs; die von diesem an den Dänenkönig und Mansfeld gezahlten Subsidien waren eine Quelle unaufhörlicher Beschwerden und eines nicht zu überwindenden Mißtrauens.

Gegen diese Intrigen Frankreichs glaubte man sich nun am wirksamsten zu schützen durch beständiges und immer

daß England an Richelieu das Verlangen gerichtet habe, den Pfälzer jetzt mit Gewalt restituieren zu helfen, und daß R. diesem Verlangen durch ein mündliches, nicht schriftliches, Versprechen nachgekommen sei; Küttner meint, man könne wohl daran glauben.

dringenderes Wiederholen jener in Frankreich wirksamsten Drohung einer Verständigung mit Spanien, im besonderen hier einer Beschickung der von Spanien nach Brüssel einberufenen Konferenz. In fast sämtlichen Anweisungen von Anfang des Jahres an werden die Vertreter in Paris beauftragt, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß das Verhalten Frankreichs[58] Bayern zwinge, Anschluß an Spanien zu suchen, und zuweilen nimmt dieser Hinweis fast die Form eines Ultimatums an.[59] Bayern war es naturgemäß mit dieser Drohung in ihrer ganzen Bedeutung nicht ernst; die tatsächliche Sympathie für Spanien war recht gering — man spricht es in dieser Korrespondenz auch offen aus —, aber sie schien die einzige Möglichkeit zu bieten, Frankreich gegenüber die bayerische Freundschaft im Werte steigen zu lassen, die feindliche französische Politik in andere Bahnen zu lenken.

Als verantwortlich für diese, Bayern abgeneigte Politik galt aber Richelieu; das ihm zu Beginn seines Ministeriums von Maximilian entgegengebrachte Vertrauen hatte sich ins gerade Gegenteil verwandelt. Die uns vorliegenden Schriftstücke bedenken ihn mit Bezeichnung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Es fehlt nicht an Vergleichen zwischen ihm und dem Teufel[60], auch als „Unmensch", als Mann ohne „Treu, Glauben und Devotion" wird er wohl bezeichnet; alle seine Verhandlungen und Versprechungen sind

[58] Es muß betont werden, daß die aus Paris in München eintreffenden Vermutungen oder auch Behauptungen über Frankreichs Pläne bezüglich Deutschlands über das Tatsächliche weit hinausgingen, aber auch in dieser, oft geradezu abenteuerlichen Form ihren Eindruck auf das mißtrauische Gemüt Maximilians nicht verfehlten.

[59] So an Küttner am 10. II. 1626.

[60] Mehr als einmal ist er der „Richelianisch Teifl", ein andermal der „Atheus und instrumentum Diaboli, der Mensch und Steine aufweicht"; auch die Königin-Mutter „dependiert vom Teifl".

List und Perfidie. Diese an sich ja unwichtigen Bemerkungen haben für uns Bedeutung, weil sie die Auffassung von Richelieus Person und Politik auf bayerischer Seite charakterisieren; sie sind von höchstem Interesse für uns, da man dort, wie wir sahen, Richelieus Anschauung auch bei Fancan voraussetzte, und wir hiermit für die Beurteilung, welche Fancan als Politiker bei jenen fand, einen Anhalt haben. Der Vorstellung muß und kann mit Entschiedenheit entgegengetreten werden, als habe man in München in Fancan einen unbedenklichen Vertreter und Verteidiger der bayerischen Interessen zu haben geglaubt.

Ganz ähnlich wie bei Richelieu hatte man ihm gegenüber sein Urteil seit dem Sommer 1624 merklich geändert; die Folge davon, daß man ihn so untrennbar mit dem Kardinal verbunden glaubte, war die, daß mit dem Beginn der diesem entgegengebrachten Abneigung auch das Mißtrauen gegen Fancan sich unverhohlener als je bemerkbar macht. Schon im Dezember 1625 wird einmal dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß Pater Joseph und Fancan „ein gleiches Paar falscher Diener des falschen Kardinals" seien. Am 20. Januar 1626 heißt es: „Pater Joseph et Fancan et Richelieu ein drits gleich, es kont der Teisel nit bessere .... zusammen vereinen", und ganz ähnlich am 14. April 1626, in einem Schreiben Jochers an Rota: „Fancan, Pater Joseph und Richelieu ein richtiges Trio von gleichem Wert, und wenn der eine ein Teifl ist, ist der andere nicht weniger".

Diese drei Äußerungen über Fancan, die durch ähnliche gelegentlich hingeworfene noch reichlich ergänzt werden[61],

[61] . . . Es reimbt sich nit, Ihrer Churfl. Dl. alle zeit gute wal (Worte?) zu geben, yzt dis dan dis vorzuschlagen, sich zu vile zu erbieten, darneben den offendichen (öffentlichen?) Feinden mit geld rath und that zehelffen, sie zu inflamieren und selbst gar in Teitschland ein zufahlen. Dis



passen doch kaum in die Annahme hinein, daß Fancan in bayerischen Diensten gestanden habe; würde man ihn in diesem Falle mit Richelieu, den man, wie wir sahen, als die Quelle alles Übels ansah, in diesen engen Zusammenhang gebracht haben? Klingt die gleichzeitige Nennung dieser drei Namen so, als ob man es mit einem bezahlten Agenten, mit einem Landesverräter zu tun zu haben glaubte?

Wir lehnen diese Annahme entschieden ab. Wir können jenem von Fancans Anklägern zu ihrer Unterstützung herangezogenen Briefbefund[62] diesen Momenten gegenüber keine Beweiskraft erkennen. Fancan war sicher nicht bestochen, die Urteile eben jener Seite, welche dafür in Betracht kommt, scheiden die Möglichkeit aus.

Eine andere Frage ist nun, ob diese Urteile das tatsächlich Richtige getroffen haben, ob man wirklich berechtigt war, die drei Männer als eines Sinnes anzunehmen.

Was zunächst Fancan und Pater Joseph angeht, so konnte von einer Harmonie zwischen ihnen beiden niemals gesprochen werden; ihre Anschauungen trennten sich vollständig, soweit religiöse Gesichtspunkte in Frage kamen, sie hatten auf politischem Gebiete viel Gemeinsames, aber noch mehr Verschiedenes. Dazu kam das intime Verhältnis beider zu Richelieu, wobei eine gewisse Eifersucht, die vielleicht, bei

sein Sachen, die nit zuverbergen und sol Fancan Richelieu, P. Joseph uol glaben, daß man nit so khindisch, oder daß man sich also bey der nasen von den franzosen uerbe herumben führen lassen. wir gehen aufrecht Teitsch redlich, aber was sie Im schilt führen, daz wais Gott und die Welt."

An Küttner, d. 23. III. 1626.

[62] Pacquet de plusieurs papiers et lettres concernants le maniement de 36 mil livres pour le baron de Rechem. Entre lesd. papiers il y a une quittanoe du baron de Rechem de 45000 de maniement qu'avait eu le Sr. Fancan.

Liste Nr. 605. Hanotaux' Hauptargument.

Fancan jedenfalls, mehr um die Überzeugung als um die Person des Kardinals kämpfte, ganz natürlich war.[63]

Und Fancan und Richelieu? — War ihr Verhältnis noch derart intim, wie es jene Beobachter voraussetzten? Gewiß, Fancan hätte in der tatsächlichen Beendigung des inneren Krieges eine Wirkung seiner Ratschläge erblicken, hätte glauben können, seine Grundsätze vom Kardinal gebilligt und geteilt zu sehen, wenn nicht das darauf folgende Abkommen mit Spanien diese optimistische Auffassung schon hätte erschüttern müssen.

Wir brauchen den Beobachtungen der fremden Diplomaten nicht ihre subjektive Richtigkeit abzustreiten, Fancan vertrat ihnen gegenüber lediglich den französischen Standpunkt, d. h. den des leitenden Ministers, und hätte sie eine zwischen ihm und jenem bestehende Differenz nicht ahnen lassen, nach wie vor ordnete er in der Praxis sich höheren Wünschen willig unter.[64] In solchen Fällen arbeitete er auch wohl mit Pater Joseph Hand in Hand; beispielsweise sucht

[63] Der Nuntius bezeichnet einmal Fancan und Joseph als „Teile eines Ganzen", fügt aber hinzu, sie paßten nicht gut zusammen.

[64] In bayerischen Berichten tritt sogar die bestimmte Behauptung auf, daß Fancan im April 1626 nach England geschickt worden sei, um dort über die pfälzische Frage zu verhandeln; er sei deswegen ausgesucht, weil er bereits früher mit Carlisle (außerordentl. engl. Botschafter) verhandelt habe und man einen günstigen Empfang für ihn annehme. — Am 11. April kündet Küttner diese Reise an, ein aus München geschicktes Schreiben setzt Fancans Anwesenheit in England voraus und knüpft daran die beliebte Kritik, daß er dort dem Teufel diene, nicht Gott. Als Bestätigung dieser Nachricht haben wir eine Bemerkung Spadas (Francia 403, fol. 161), die aber ersichtlich auf eine Mitteilung Küttners zurückgreift und daher ein neues Beweismoment nicht bringt. Andere Quellen schweigen vollständig, auch die Depeschen der französischen Botschafter in London bringen keinen Hinweis. Die Reise muß also wohl in Zweifel gezogen werden.

Joseph einmal Rota dadurch einzuschüchtern, daß er eine Einigung Frankreichs und Spaniens über die deutsche Angelegenheit mit Umgehung Bayerns in Aussicht stellt[65], und dasselbe Manöver versucht zur selben Zeit Fancan gegenüber Küttner.[66] — Aber es ist sicher, daß er sich dieser, mehr oder weniger selbständigen Tätigkeit, die ihn fast ausschließlich mit bayerischen Angelegenheiten in Berührung brachte, nicht mehr mit derselben Freudigkeit unterzog; denn seit dem Frieden mit Spanien fehlte ihm die nun einmal notwendige feste Überzeugung von dem richtigen Gang der französischen Politik überhaupt. Mit jenem Abkommen sah er die altfranzösische Tradition, welche mit Spanien als ihrem steten Gegner rechnete, gebrochen, seither glaubte er vor allem nicht mehr an eine Beständigkeit des inneren Friedens. Die Möglichkeit liegt recht nahe, daß die wahren Absichten Richelieus, deren letztes Ziel ja einstweilen die Wiederaufnahme der Hugenottenkämpfe war, ihm wohl bekannt gewesen sind; neben dem unablässigen Bemühen, die Notwendigkeit der inneren Einheit darzustellen, klingt nämlich auch aus vielen seiner Schriften von nun an eine Art Nervosität heraus; er hatte wohl das Gefühl, daß seine politischen Auffassungen mit denen der ausschlaggebenden Persönlichkeiten sich nicht mehr deckten.

Eine schmerzliche und bittere Entdeckung für ihn, der von der Richtigkeit seiner Auffassung fest überzeugt war, der ferner einen Gegensatz zwischen sich und jenem Mann heranreifen sah, dem er selbst den Weg zur Macht geebnet, dem er bis jetzt seine Kräfte zur Verfügung gestellt hatte. — Für einen Durchschnittscharakter hätten sich in dieser Lage zwei Wege als die nächstliegenden geöffnet: entweder

[65] Küttner nach München, 18. IV.

[66] Spada nach Rom (Francia 403, fol. 188), April 1626.

seine Überzeugung zum Opfer bringen, der Gefahr eines Zusammenstoßes mit dem Mächtigeren dadurch aus dem Wege gehen, daß man den Widerspruch aufgab, sich fügte, oder aber, sich der Opposition in die Arme werfen, im Bunde mit allen dem Kardinal feindlichen Elementen einen offenen oder versteckten Kampf gegen seine persönliche Stellung aufnehmen.

Gerade dieses letztere Mittel hätte um so mehr zu einem Versuche reizen können, als damals ein starkes Intrigenspiel gegen Richelieu im Gange war und die Stellung des Kardinals aufs äußerste gefährdete. Hervorgegangen war es aus der Opposition gegen die von Richelieu geplante Vermählung des mutmaßlichen Thronfolgers mit der Prinzessin von Montpensier. Fürchtete die Gruppe der Prinzen von Geblüt durch diese Verbindung — die Dame gehörte dem guisischen Hause an — eine Benachteiligung und Zurücksetzung der bourbonischen Interessen, richtete sich also ihre Abneigung ausschließlich gegen die Person der in Aussicht genommenen Dame, so erweckte die Absicht, Gaston überhaupt zu vermählen, die Eifersucht jener, welche bis dahin den meisten Einfluß auf den Prinzen besessen hatten, hauptsächlich seines Gouverneurs Ornano. Um diesen Mittelpunkt herum fanden sich nun alle die Elemente zusammen, denen die Position des Kardinals an sich aus irgend einem Grunde unbequem oder unsympathisch war; sie alle zusammen bildeten den sogenannten „parti de l'aversion" und machten Richelieu in der Tat so viel zu schaffen, daß er sich bereits mit Rücktrittsgedanken trug. Hätte also Fancan danach gestrebt, dem Kardinal Opposition zu machen, eine bessere und ungefährlichere Gelegenheit, als sich dieser Koalition anzuschließen, hätte er kaum finden können. Er macht von ihr keinen Gebrauch, vielmehr ist er es, der in nachdrücklicher Weise

die Regierung zur Zerstreuung der oppositionellen Klique auffordert.

Eine aus dem Frühjahr 1626 stammende Schrift: „Sur les affaires présentes"[67] beschäftigt sich hauptsächlich mit den die Sicherheit des Staates gefährdenden Kabalen; der Verfasser legt dar, daß ein entschiedenes, scharfes Vorgehen einzig angebracht, daß ein Personalwechsel auf vielen wichtigen Stellen notwendig sei. Fancan erkennt ganz klar, daß die Opposition in der Person des Thronfolgers ihre wirksamste Waffe hat, daß also Gaston zunächst ihrem Einfluß entzogen, sein Gouverneur Ornano unschädlich gemacht werden muß; an des letzteren Stelle soll ein zuverlässiger, aber nicht allzubedeutender Edelmann treten, der König und der Kardinal dem Prinzen freundliches Entgegenkommen zeigen. Das Grundprinzip der Regierung überhaupt müsse sein, alle der Kabale zuneigenden Elemente aus der Regierung, namentlich dem Konseil, zu entfernen und nur Männer, deren königstreuer Gesinnung man sicher wäre, zu den wichtigen Ämtern zuzulassen. Fancan beschränkt sich hierbei nicht auf Forderungen allgemeiner Natur; vielmehr trägt er kein Bedenken, die hohen Beamten, deren Entlassung ihm besonders notwendig erscheint, zwar nicht namentlich — er gebraucht in dieser Schrift überhaupt nur fingierte Namen oder Chiffren — aber durch nähere Bezeichnung ihrer Ämter zu nennen, ebenso die, welche ihm den geeignetsten Ersatz zu bieten scheinen. — Der zweite Teil der Denkschrift richtet sich dann gegen die

[67] France 787, fol. 32—35. Von fremder Hand ist auf das Schriftstück hinten geschrieben „Fancan", sowie als Datum 1627. — Der Inhalt der Schrift läßt aber auf das Frühjahr 1626 als Zeit der Abfassung schließen; sie muß zwischen dem Hugenottenfrieden (Februar) und der Verhaftung Ornanos (Mai) gesucht werden. In das Jahr 1626 datiert auch Nr. 326 der Liste die Denkschrift.

Jesuiten; bei der uns bekannten Neigung Fancans, stets einen Zusammenhang zwischen allen gegen die Einheit und Sicherheit des Staates gerichteten Bewegungen einerseits, spanischen und klerikalen Machenschaften anderseits zu suchen, erscheint uns diese Gedankenfolge nicht wunderbar. Er selbst motiviert sie auch damit, „que la Caballe estrangère et intestine n'a autre apuy et n'agit que par l'entremise des Zins (Jesuiten)", eine Anschauung, die durch die jesuitischen Quertreibereien und Verhetzungen des letzten Winters allerdings nur hatte gestärkt werden können. Jene gegen die französische Regierung, vor allem Richelieu gerichteten Schmähschriften, die aber, wie namentlich die berüchtigte „Admonitio" auch an Verunglimpfungen und Schmähungen des Königs es nicht fehlen ließen, waren ohne jeden Zweifel jesuitischer Herkunft, wenn auch die Person der Autoren nicht ganz festgestellt war. Hervorgerufen waren sie durch die angeblich hugenottenfreundliche Politik der Regierung, als deren Seele man Richelieu mit solcher Überzeugung ansah, daß man ihn mit dem Spottnamen eines „Kardinals von la Rochelle" bedachte. Naturgemäß riefen die Bücher große Empörung hervor, Parlament und Sorbonne, die traditionellen Feinde der Jesuiten zögerten denn auch nicht, mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln den jesuitischen Angriff zurückzuweisen. An die Verurteilung des zuletzt erschienenen Buches dieser Art, Santarellis „De potestate summi Pontificis" knüpft nun Fancan seine Auslassungen an. Sie stellen nichts geringeres als die Grundzüge der von ihm gewünschten Kirchenpolitik dar, und behandeln hauptsächlich das Verhältnis zwischen Staat und Jesuiten. Unangebracht erscheint ihm nun vor allem die Hoffnung, die Jesuiten durch nachsichtige Behandlung gewinnen und der staatlichen Autorität unterordnen zu können, er empfiehlt viel-

mehr eine rücksichtslose Haltung, welche selbst vor einer Austreibung des Ordens nicht zurückschreckt, und meint die Behauptung aufstellen zu können, daß die Jesuiten nur dann gegen das französische Königtum geschrieben hätten und schreiben würden, wenn sie im Lande geduldet würden und nichts zu fürchten hätten.[68] Vermeiden will er aber hier wieder den Schein, als beabsichtige man mit dem Einschreiten gegen die Jesuiten eine Beeinträchtigung der Religiou, und in dieser Berechnung scheut Fancan auch vor einer wenig ehrlichen Taktik nicht zurück. Um nämlich einen Beschluß des Parlaments, welcher den Jesuiten auf gewisse Zeit Beichte und Unterricht untersagt, auch formell zu rechtfertigen, fordert er den König auf, das Parlament anzuweisen, von den in Paris ansässigen Jesuiten die unterschriftliche Anerkennung des von der Sorbonne erlassenen, recht strengen Urteils energisch zu verlangen, anderseits eben diesen Jesuiten durch eine dritte Person heimlich raten zu lassen, die Unterschrift zu verweigern; habe man so eine Bestrafung hinlänglich motiviert, brauche man das Gerede des Volkes nicht zu fürchten. Ein recht skrupelloser, doppelzüngiger Vorschlag, und nur verständlich und entschuldbar durch die in Fancan unzerstörbare Überzeugung, daß das jesuitische Prinzip mit dem Staatsgedanken unvereinbar sei, sein Einfluß mit jedem Mittel bekämpft werden könne und müsse.

In gewissem Sinne teilte diese Überzeuguug ja auch der Kardinal, aber den radikalen Forderungen Faucans Folge zu leisten, verbot ihm die Rücksicht auf seine zur Zeit recht unsichere Stellung, indem er sich nicht die Todfeindschaft der jesuitenfreundlichen, nicht unbedeutenden Hofpartei zuziehen wollte, verboten ihm aber vor allem seine politischen Zukunfts-

[68] Dazu eine Randbemerkung: „Cette société est timentibus Leo, audentibus Lepus".

pläne. In dieser ganzen Angelegenheit nahm Richelieu daher auch einen vermittelnden Standpunkt ein; persönlich in diesen Büchern angegriffen, ein überzeugter Bekämpfer jener von Santarelli gepredigten Suprematie des Papsttums, konnte er sich doch nicht dazu verstehen, nun ganz und gar auf die Seite der erbitterten Jesuitenfeinde zu treten und namentlich das Pariser Parlament bedingungslos zu unterstützen. Die vermittelnde Rolle, welche er in den Streitigkeiten über die Jesuitenschriften, namentlich auch über die Zensur des Bischofs von Chartres bezüglich der „Admonitio" einnahm[69], hatte er in der Absicht übernommen, einerseits die klerikalen Kreise zu versöhnen, anderseits das Selbstbewußtsein des Parlamentes ein wenig zu dämpfen.

Diese beiden Tendenzen, deren erste die ganze Politik Richelieus in der nächsten Zeit durchzieht, mußten auf sein Verhältnis zu Fancan recht abkühlend wirken, und die Veränderung konnte durch nichts klarer zum Ausdruck kommen, als daß der von Fancan in der eben betrachteten Schrift am meisten bekämpfte Staatsmann zu einem der wichtigsten Staatsämter erhoben, daß Michel Marillac, der bisherige Finanzminister, zum Großsiegelbewahrer ernannt wurde. — Ein anderes Moment, eine Meinungsverschiedenheit über eine weniger prinzipielle Frage kam hinzu, um die beiden einstigen Kampfgenossen noch mehr zu entfremden. Es handelt sich um jene von uns bereits erwähnte Vermählung Gastons von Orleans mit der Prinzessin von Montpensier, die, noch eine Lieblingsidee des verstorbenen Königs, von Maria Medici aufs eifrigste erstrebt wurde. Richelieu hat dem Plan anfangs recht kühl gegenübergestanden, dann aber dem Drängen der Königin-Mutter nachgebend sich desselben ange-

[69] Memoires de Richelieu (ed. Petitot) III. p. 18ff.

nommen und ihn, als er einmal beschlossen war, aufs energischste betrieben. Wir sahen bereits, auf welchen Widerspruch dieses Projekt stieß, welchen verwickelten Intrigen es Anlaß gab. Zu denen nun, welche diese Heirat aus sachlichen Gründen nicht wünschten, gehörte auch Fancan. In einer ausführlichen Schrift „Considérations sur le mariage de Monseigneur frère du Roy“[70] spricht er nach Berücksichtigung aller in Frage kommenden Gesichtspunkte sich dahin aus, daß die Verbindung Gastons mit der Prinzessin von Montpensier dem staatlichen Interesse nur schädlich sein könne. Nehmen wir aus der Menge der von ihm angeführten, dagegen sprechenden Momente nur heraus, daß er auf die nahen Beziehungen der Dame zur Familie Guise den größten Nachdruck legt, und von dem Abschluß der Heirat eine Förderung des Hauses Lothringen erwartet.

War es nun in der Tat dieses Bedenken allein, welches Fancan zu einem Gegner des Projektes machte, oder bedeutet seine Abneigung, daß er jenem großen „Parti de l'aversion“ doch auch nahestand? Eins könnte dafür sprechen: seine langjährigen intimen Beziehungen zu dem Grafen von Soissons, eben jenem Prinzen, welcher außer der Betonung des Bourbonischen Parteistandpunktes noch persönliches Interesse daran hatte, die Vermählung zu hintertreiben, indem er selbst Absichten auf jene Dame hatte. Wir sind der festen Ansicht, daß Rücksicht auf den Wunsch eines Mitgliedes der Familie, mit der er stets gute Beziehungen gepflogen hatte, auf Fancans Stellung gegenüber dem Plan Richelieus von Einfluß gewesen ist, daß seine Bemühungen, ihn zu verhindern, von der Erwägung, dem Grafen einen persönlichen

[70] France 782, fol. 237—39. Liste, Nr. 375. Wie eine Beischrift sagt: „envoyé à Mr. le Card.al de Richelieu le 19. Juillet, ... monstré au Roy deux heures après l'avoir receu“

Gefallen zu erweisen, sicherlich mit geleitet worden sind.[71] Aber weiter zu gehen, und nun Fancan der Anteilnahme an den dem Heiratsprojekt entsprossenen Intrigen zu beschuldigen, vermögen wir nicht.[72] Es wäre denn doch die größte Abgefeimtheit und Schauspielerei gewesen, wenn Fancan als Mitglied der „Kabale" eben diese Kabale in so scharfer Weise angegriffen hätte, wie er es in der vorhin behandelten Schrift tat, wenn er mit solcher Entschiedenheit die Entfernung Ornanos, eben der treibenden Kraft jener Koalition, gefordert hätte! Würde er ferner nicht, wenn er lediglich aus Neigung zum Intrigieren gegen die Heirat gewesen wäre, aus taktischen Gründen seinem Ziele besser auf heimlichen Wegen zugestrebt als mittelst einer, an den Kardinal persönlich gerichteten Denkschrift seine Überzeugung so unerschrocken zum Ausdruck gebracht, ihm geradezu abgeredet haben? Die psychologischen Erwägungen können doch nicht ganz beiseite gelassen werden, wenn es gilt, mit dürftigem Material über eine wichtige Frage zu entscheiden, und diese Erwägungen lassen unserer Ansicht nach nicht zu, Fancan hier niedriger Machenschaften zu beschuldigen; die sachlichen Bedenken, welchen er Ausdruck gab, haben sicherlich seiner inneren Überzeugung entsprochen, und daß auch Richelieu keineswegs von Bedenken ähnlicher Art freigewesen ist, ergibt sich ganz zuverlässig aus dem von ihm dem König gehaltenen und auch in die Memoiren übernommenen Vortrag über das Für und Wider dieses Planes.[73] — Aber das Für trug in seinen Er-

[71] S. die in der Liste unter Nr. 996, 1008, 981, 982 angeführten Briefe, welche von Fancans Interesse an der Sache Zeugnis ablegen.

[72] G. Fagniez legt in seiner Besprechung des VI. Bandes von Lavisses „Histoire de France" (Journal des Savants, September 1905) auf die Rolle Fancans in dieser Angelegenheit großes Gewicht und beurteilt ihn hieraus als einen „fauteur de complots".

[73] Avenel II. 226 ff.; Memoires III. 94 ff.

wägungen den Sieg davon, kurze Zeit nachdem Fancan seine Vorstellungen dem Kardinal übermittelt hatte, wurde die Vermählung vollzogen.

Es gehörte eben bereits die von uns angedeutete, mehr latente als schon zum Bewußtsein gekommene Spannung zwischen dem Minister und seinem früheren Vertrauten dazu, daß die Meinungsdifferenz über diese Frage sie so weit auseinanderführen konnte. In Wirklichkeit standen die Grundanschauungen an sich keineswegs hier sich so schroff gegenüber, nur die letzte Folgerung war bei beiden eine entgegengesetzte; Richelieu hatte ja durch die von ihm selbst geäußerten Bedenken zugegeben, daß auch die Schlußfolgerung des andern nicht ohne jede Berechtigung war, und Fancan hätte anderseits über diese Frage allein das Vertrauen zum Kardinal nicht verloren. Aber Richelieu vertrug keinen Widerspruch, und gerade in dieser Frage, deren Lösung er als Kraftprobe gegenüber der aristokratischen Opposition betrachten konnte und wohl auch betrachtete, zeigte er mehr Empfindlichkeit, als an sich nötig war. Schon aus den letzten Schriften Fancans hatte er wohl eine leise Opposition oder auch nur Kritik herausgemerkt, und der offene Widerstand, den nun dieser sein Plan an Fancan fand, ließ ihn zu der Vermutung kommen, daß Fancan sich der Oppositionspartei angeschlossen habe. Man kann es als einen verhängnisvollen Zufall bezeichnen, daß beim ersten Male, wo sich ein offener Gegensatz zwischen ihm und jenem zeigt, Fancans Auffassung mit der der heftigsten Feinde des Kardinals sich deckte, während er doch mit deren weiteren Tendenzen nichts zu tun hatte. Ein Zusammenfallen, das naturgemäß auf den anderen eine Rückwirkung ausübt und ihn zu falschen Schlüssen veranlaßt. Innerhalb der großen politischen Probleme der Zeit nur eine Frage sekundärer Bedeutung, hat dieses Eheprojekt doch mit

am meisten dazu beigetragen, das persönliche Verhältnis Richelieus und Fancans erkalten zu lassen, und diese Veränderung der persönlichen Beziehungen wiederum ließ auch die sachlichen Differenzen über die Grundzüge der Politik überhaupt schärfer und schärfer hervortreten.

Immer weniger entsprach die Richtung, welche Richelieu einschlug, den Grundanschauungen Fancans; sie mußte ihnen sogar zuwiderlaufen in Anbetracht des Zieles, dem sie zustrebte. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Ideen auf beiden Seiten. Durchaus gleich in der Intensität des nationalen, patriotischen Empfindens, in der Überzeugung von der Notwendigkeit eines in sich geschlossenen Frankreichs, in der Abneigung gegen Spanien, laufen die Ansichten Richelieus und Fancans weit auseinander über die Wahl des zu ergreifenden Weges. Fancan will die Einheit Frankreichs erwirken durch die Duldung der hugenottischen Sonderstellung, er hofft von der Einwirkung der Zeit eine Überbrückung der Gegensätze, ein allmähliches Aufgehen des abgesonderten Teils ins Ganze; was die auswärtige Politik angeht, so sieht er die sicherste Stütze gegen Habsburg in den protestantischen Mächten. Der Kardinal hat an die Möglichkeit, daß der hugenottische Fremdkörper sich mit der Zeit auflösen werde, wohl nie geglaubt, und ist jetzt, nach den letzten Erfahrungen von der Überzeugung durchdrungen, daß nur die gewaltsame Brechung der hugenottischen Kräfte eine Wiederholung der früheren Störungen unmöglich machen werde, daß man einen Bürgerkrieg der Möglichkeit mehrerer vorziehen müsse. Aus dem Bestreben Richelieus nun, eine baldige Lösung dieses Problems in angedeutetem Sinne herbeizuführen, erklärt sich seine innere wie auswärtige Politik, erklärt sich vor allem das starke Hervortreten des katholischen Prinzips innerhalb derselben. Richelieu bedurfte für die Vorbereitungen auf

den großen Vorstoß gegen die Hugenotten der vollen Unterstützung der Katholiken, mußte daher ihrem Empfinden durchaus Rechnung tragen und sogar auf jene ultrakatholischen Elemente Rücksicht nehmen, deren politische Ideen von den seinigen weit abwichen. Die daraus sich ergebende Konsequenz zog er für die auswärtige Politik: keineswegs ein Aufgeben der antiösterreichischen Stellung in Deutschland, wohl aber eine wachsende Hinneigung zu dessen katholischen Rivalen, das ist die Signatur der deutschen Politik Richelieus für die Zeit vom Sommer 1626 an. Die Bemühungen der französischen Diplomatie, zu einem Einvernehmen mit Bayern zu gelangen, waren selten so intensiv wie in der zweiten Hälfte des Jahres 1626. Ein Brief des französischen Botschafters beim Vatikan, Béthune, an den Staatssekretär des Auswärtigen, Herbault[74], erwähnt, daß ersterer eigens durch einen Brief seines Königs aufgefordert worden ist, mit dem bayerischen Agenten in Rom, Hyacinth, zu unterhandeln, um von dieser Seite aus Maximilian den französischen Vorschlägen geneigt zu machen. Auch den Einfluß des Papstes selbst hatte man, und nicht vergeblich, angerufen, um die Bedenken Bayerns gegen die französische Subsidienzahlungen niederzuschlagen und das Mißtrauen Hyacinths gegen Béthunes Aufrichtigkeit zu zerstreuen. Noch klarer kommt die Tendenz der französischen Politik zum Vorschein in den beiden Entsendungen des Agenten Marcheville nach München[75]; vertrat die ihm für die erste Reise mitgegebene Instruktion (18. September 1626) inhaltlich im wesentlichen noch den früheren Standpunkt der Regierung in den strittigen Punkten, so veranlaßte die ablehnende und selbstbewußte Haltung Maximi-

[74] Arch. d. Aff. Étrang. Corresp. Rome 39, fol. 174, v. 27. VIII. 1626.

[75] Für die Details Fagniez, I, 266 ff.

lians, welche sich ihrerseits wieder durch die guten Erfolge der katholischen Waffen erklärt, ein Einlenken auf Seiten Frankreichs, das sich in der Instruktion für die zweite Reise Marchevilles (Dezember 1626) deutlich kundgibt. Man spart nicht mit Konzessionen; beispielsweise soll es Marcheville freistehen, die von dem Pfälzer zu zahlende Entschädigungssumme von ursprünglich drei auf sechs Millionen hinaufzuschrauben. — Was jedoch den damaligen Verhandlungen mit Bayern einen besonders eigentümlichen und bezeichnenden Charakter gab, sie von den früher gepflogenen unterschied, das beruhte auf der Veränderung, welche das Verhältnis Frankreichs zu England seither durchgemacht hatte. Früher besaß, wie wir gesehen haben, die französische Diplomatie in der englischen Freundschaft, in der Drohung, Englands Forderungen bezüglich der Pfalz zu unterstützen, das wirksamste Mittel, Bayern sich gefügig zu machen; in dieser Zeit berechtigten die englisch-französischen Beziehungen nicht mehr zu einem Hinweis auf die Interessengemeinschaft beider Länder. Es geht nicht an, der einen oder der anderen Seite schlechterdings die ausschließliche Schuld an der Erkaltung und schließlich feindseligen Zuspitzung der englisch-französischen Beziehungen zuzuschreiben. Die Streitigkeiten hatten bereits kurz nach dem Vollzug jener Vermählung des englischen Königs mit der Schwester Louis XIII. begonnen, bekamen aber ihren erbitterten Charakter erst nach dem Abschluß des Friedens mit Spanien. Der Kern des Streites war der konfessionelle Gegensatz; glaubte man in Frankreich die der jungen Königin gewährleistete Gewissensfreiheit nicht genügend gewahrt, das Versprechen, die Lage der englischen Katholiken zu verbessern, nicht eingehalten zu sehen, so argwöhnte man in England eine katholische Propaganda seitens der Umgebung der Königin. Ein Zusammenhang zwischen diesen konfessionellen

Zusammenstößen auf kleinem Gebiet und den allgemeinen Strömungen, die um diese Zeit überall auf ein Wiedererwachen der religiösen Leidenschaften hindeuten, ist wohl anzunehmen. Bedenken wir nur die damals stattfindende Annäherung der katholischen Westmächte, die leidenschaftlichen Kämpfe auf deutschem Boden, das kraftvolle Sichgeltendmachen des katholischen Fanatismus in Frankreich, alles das übte naturgemäß auch seine Wirkung auf das Verhältnis zweier, den verschiedenen Konfessionen angehörender Höfe.[76] Diese allgemeinen Tendenzen waren wohl imstande, das Bündnis zu lockern; die bisherigen Verbündeten zu offenen Gegnern zu machen, hätten sie allein kaum vermocht. Wäre noch der Wille vorhanden gewesen, den früheren Zustand aufrecht zu erhalten, so hätten sich wohl Mittel und Wege gefunden, den Bruch zu vermeiden; aber dieser Wille fehlte bereits. Auf englischer Seite äußerte sich das mehr in negativer Art; in dem französisch-spanischen Abkommen erblickte man einen Hinterhalt der französischen Politik, das schlechte Einhalten der den Hugenotten bewilligten Friedensbedingungen nahm man mit um so größerem Recht übel auf, als die englische Diplomatie an den Verhandlungen regsten Anteil genommen, der englische König sich den Hugenotten gegenüber für die Friedensartikel verbürgt hatte. Sah man in beiden einen Ausdruck der protestantenfeindlichen Tendenz der französischen Politik, so zögerte man wiederum in England nicht, den protestantischen Standpunkt am eigenen Hofe aufs stärkste hervorzukehren; das in diesem Bestreben gewählte Mittel, die junge Königin ihrer gewohnten katholischen Umgebung zu berauben, überhaupt ihre religiöse Freiheit einzuschränken, war allerdings eine recht kleinliche und brüske Erwiderung, und nur geeignet, neue Gegnerschaft zu wecken. In verstärkter Weise

[76] So Ranke, Englische Geschichte, II, Kap. 7.

nahm England ferner seine alte Gewohnheit auf, französische Schiffe unter irgend einem Vorwand zu kapern und festzuhalten, und das Bewußtsein der faktischen Unmöglichkeit, dieser Schädigung der französischen Seeinteressen mit Gewalt Einhalt zu gebieten, konnte die in Frankreich darüber herrschende Gereiztheit nur noch erhöhen.

Fragen wir uns nun aber, ob die gewiß nicht wegzuleugnenden Feindseligkeiten der Engländer wohl die Tendenz hatten, den offenen Bruch mit Frankreich herbeizuführen, so wird unsere Antwort verneinend ausfallen. — Welchen Wert sollte für England ein offener Konflikt mit Frankreich gehabt haben? Oder stand die allgemeine politische Lage für England so günstig, daß es den Verlust einer früheren Freundschaft, das Erstehen eines neuen Gegners mit Ruhe hätte ertragen können? Doch kaum; die innere Situation war durch die Zusammenstöße zwischen Krone und Parlament durchaus unsicher, nach außen hin lag man mit Spanien im Kampf, die Sache, welche England in den deutschen Kämpfen vertrat, schien nach den letzten Erfolgen der katholischen Waffen aufs äußerste gefährdet. Schwer ließe sich wirklich ein Grund finden, warum England noch einen Konflikt mit Frankreich gewünscht hätte; die von englischer Seite ausgehenden Schikanen erklären sich lediglich dadurch, daß sie die Antwort auf eine von Richelieu seit dem Sommer 1626 systematisch verfolgte antienglische Politik sind. Es war die beste Lehre, welche Richelieu aus dem letzten Hugenottenkrieg gezogen hatte, daß ein vollständiger Triumph über die rebellischen Untertanen nur im gleichzeitigen Gegensatz zu England möglich sei; in seiner Politik vom Jahre 1626 zeigt sich die Nutzanwendung dieser Lehre. Das Abkommen mit Spanien enthielt bereits eine gegen England gerichtete Tendenz, die den Hugenotten gegenüber beobachtete schlechte Einhaltung

der Verträge bedeutete zugleich, da Richelieu die Verpflichtungen der Engländer genau kannte, eine wissentliche Nichtachtung und Verletzung des englischen Stolzes. Die Instruktion[77] ferner, welche dem nach England reisenden Marschall Bassompierre mitgegeben wurde, legt deutlich davon Zeugnis ab, daß man in Frankreich an Nachgiebigkeit in den religiösen Streitigkeiten am englischen Hofe nicht dachte und an einem Standpunkte festhielt, der sich mit der Rücksicht auf die konfessionelle Mehrheit eines fremden Landes nicht vertrug. In Richelieus Memoiren wiederholen sich um diese Zeit die Kundgebungen einer ausgesprochen antienglischen Gesinnung, und die Gründe, mit denen er die Schuld an dem Zerwürfnis einzig allein auf England abwälzt, klingen recht wenig überzeugend.

Wie schon angedeutet, beeinflußten diese englisch-französischen Reibereien aufs stärkste die Verhandlungen Frankreichs mit Bayern, hatten die Folge, daß Frankreich sich zu weit größerem Entgegenkommen veranlaßt sah als je zuvor. Gleich in den ersten Worten einer Denkschrift, welche die von Marcheville zu überbringenden Bedingungen enthält, kommt dies zum Ausdruck, um am Schluß noch deutlich hervorgehoben zu werden.[78] Die geheime Klausel, welche Marcheville im Notfalle hervorholen sollte — Frankreich verspricht darin, die Anerkennung der mit Bayern getroffenen Abmachungen vom englischen König und vom Pfalzgrafen zu erzwingen, d. h. sich bis zu dieser Anerkennung mit der

[77] Arch. d. Aff. Étrang. Angleterre 41, fol. 233 ff.

[78] „La France voudrait que le Duc de Bavière eust des conditions beaucoup meilleurs que l'on ne peut obtenir d'Angleterre..." Dann am Schluß: „Mais au cas que le Duc entend à la raison ne se lie point avec Espagne mais . . . . Le Roy lui promet de ne s'unir pas à Angleterre, quelle ne consente à un traite de paix qui assure . . .." (Allemagne 6, fol. 161.)

katholischen Liga zu verbinden — kennzeichnet treffend die prinzipielle Änderung des französischen politischen Systems.[79] Der neue Kurs charakterisiert sich eben alles in allem durch ein unbedingtes Hervorheben des katholischen Gesichtspunktes, er entspricht den von uns bereits besprochenen Anschauungen der „Catholiques d'État", wie denn auch deren bedeutendster Vertreter, Pater Joseph, um diese Zeit seine eifrigste und erfolgreichste Tätigkeit entfaltet.[80] Anscheinend ging er in der Rücksicht auf das katholische Element noch über die Wünsche jener hinaus, indem er den Frieden, später sogar ein Bündnis mit Spanien in sich schloß, aber die dem Kardinal nahestehenden wußten wohl, welchem Zweck dieses Verhältnis diente, bis zu welchem Zeitpunkte Richelieu es benutzen wollte.

Einer aber von denen, die das System überhaupt verwarfen, in ihm den Keim des nationalen Niederganges erblickten, war Fancan. Liest man seine Schriften, die seit Herbst des Jahres 1626 in dichter Reihe aufeinanderfolgen, so fragt man sich unwillkürlich: geht seine politische Überzeugungstreue in reinen Doktrinarismus über, so daß er jede, von seinen Prinzipien einmal abweichende Politik bekämpft, auch wenn er weiß, daß mit diesem Abschwenken nur ein bestimmtes Ziel erreicht, es aber nicht die Regel bleiben soll, oder aber hat er das Vertrauen auf den leitenden Staatsmann überhaupt verloren und versucht nun noch eine letzte Opposition gegen das veränderte System?

Diese letzte Periode seiner schriftstellerischen Tätigkeit — Herbst 1626 bis Sommer 1627 — ist, was die Zahl seiner Schriften angeht, die furchtbarste; was ihren Inhalt betrifft, so gibt eben der Geist, aus dem heraus sie ge-

[79] Fagniez (I, 267) weist bereits auf die Bedeutung dieses Momentes hin.

[80] Fagniez, a. a. O.

schrieben sind, ihnen einen zündenden Charakter, läßt anderseits zuweilen die Angriffstendenz zu sichtbar hervortreten. Der ultramontanen und spanischen Kabale galt, wie wir sahen, ja unabläſſig sein Kampf, diesmal geht es gegen den Ausgangspunkt dieser Intrigen, Rom selbst wird in einer leidenschaftlichen Weise schonungslos angegriffen. Schon der eigenhändige Titel der Schrift: „Moyens legitimes, solides et necessaires pour contenir le St. Siege et empescher qu'il n'accroisse davantage son autorité dans la France, au préjudice de celle du Roy et tranquilité de Son Estat,“[81] läßt uns ihre Tendenz ahnen; in ihr selbst finden wir die Gesamtauffassung Fancans über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in einer Weise zum Ausdruck gebracht, welche einerseits die Unerschrockenheit des Verfassers voll zur Geltung kommen läßt, ihm anderseits aber neue Gegnerschaft erwecken muß. Die kirchenpolitischen Anschauungen Fancans lassen sich in ihrer Gesamtheit wohl in die Forderung zusammenfassen, staatliche und kirchliche Interessen nicht miteinander zu vermengen — derselbe Grundgedanke, wie er in der von uns zuerst besprochenen Abhandlung über die Frage, ob man Ketzer unterstützen dürfe usw., zum Ausdruck kommt. Jede Einmischung der Kirche in politische Fragen ist zu untersagen, auf der anderen Seite aber — und das ist eine — allerdings sehr natürliche — Inkonsequenz seiner Auffassung, zugleich aber auch das interessanteste Moment der Schrift — erkennt Fancan dem Staat keineswegs das Recht ab, in die Regelung der kirchlichen Ver-

[81] Corresp. Rome 39, fol. 345—350. Denkschrift (s. Anhang). In Liste Nr. 355 ist die Schrift recht ausführlich analysiert, sicher ein Zeichen, daß man in den gegnerischen Kreisen auf sie Gewicht legte. Sie stammt frühestens aus dem Oktober 1626, anderseits noch vor Schluß der Notablenversammlung.

hältnisse aktiv einzugreifen, und die geistigen wie wirtschaftlichen Kräfte des zweiten Standes seinen Interessen dienstbar zu machen. Dem Radikalismus dieser für einen Geistlichen doppelt bemerkenswerten Anschauung entspricht der der Ausführung dieses Gedankens. Die Art und Weise, wie er vom Papsttum spricht, nimmt sich im Munde eines Klerikers wirklich etwas wunderbar aus. Sie zeugt stellenweise von einer Respektlosigkeit, die sich eben nur durch die unerschütterliche Überzeugung, daß die Kurie der nationalen Größe Frankreichs feindlich gesinnt sei, erklären läßt. Sie beweist uns endlich die ausschließlich politische Denkweise Fancans, den Mangel jedes kirchlichen Eifers.[82] Was seine Ausführungen im einzelnen betrifft, so bekämpft er anfangs nachdrücklich die Ansicht, daß das Gedeihen eines Staates es erfordert, mit der Kurie in gutem Verhältnis zu leben, daß man dieses gute Verhältnis gegebenenfalls mit Konzessionen und Nachgiebigkeit erkaufen müsse; das Grundprinzip der im Verkehr mit Rom angewandten Politik müsse vielmehr sein, es in stetem Respekt, ja in Furcht zu halten; denn nur solange habe man keine Intrigen von dort zu fürchten: „Du jour, que Rome ne craint rien, elle devient insolente".

[82] Über diesen Eindruck hilft auch nicht hinweg, wenn Fancan sich eigens mit kirchlichen Reformentwürfen beschäftigt, so wie in einem Memoire (Rome 39, fol. 338f., Liste 359), das aus derselben Zeit wie obige Schrift stammen muß. Wenn er da, von der Lockerung der kirchlichen Disziplin ausgehend, den König auffordert, beim Papst auf seinen religiösen Eifer hinzuweisen und demzufolge eine Reform des kirchlichen Lebens zu verlangen, so steckt doch hinter allen Ausführungen ein politischer Grundgedanke. Sie laufen nämlich darauf hinaus, vor allem den Papst ins Unrecht zu setzen, die weltliche Tätigkeit der Orden zu beschränken, keine neuen Klöster zuzulassen und hierdurch der Kabale weiteres Wachsen zu verhindern. Ganz charakteristisch ist dann der Schluß: . . . . au bien du Royaume et du repos publique, qui doit être la fin à quoy toute cette ~~reformation~~ negociation doit aboutir.

Wolle man sich Rom einmal verpflichten, so dürfe dies niemals durch ein positives Versprechen geschehen, höchstens dadurch, daß man diese oder jene Drohung später nur zum Teil ausführe. — Über Mittel, den heiligen Stuhl empfindlich zu treffen, ist er nicht in Verlegenheit. So solle der König den Klerus veranlassen, beim Papst die Forderung auf Aufhebung des Konkordates und Wiederherstellung des Wahlrechtes für die Pfründen zu stellen, ein Begehren, das den Papst in um so größere Bedrängnis bringen werde, als es eine Schmälerung seiner Einnahmen bedeute. — Fancan wird wohl selbst nicht geglaubt haben, diesen Vorschlag durchbringen zu können, aber diese Forderungen sind uns doch recht interessant. Dürfte wohl die Schrift überhaupt ihrer rücksichtslos antirömischen Tendenz wegen in weiten Kreisen eine recht unsympathische Aufnahme gefunden haben, dürfte sie in die damals vorherrschende katholische Politik wenig hineingepaßt haben, so waren einzelne Ausführungen derselben in weitestem Maße geeignet, persönliche Empfindlichkeit zu wecken, dem Verfasser persönliches Übelwollen zu erregen. Fancan fühlt sich nämlich veranlaßt, in recht deutlicher Weise gegen neue Kardinalskreationen Stellung zu nehmen; Grund ist ihm die seiner Auffassung durchaus entsprechende Erwägung, daß mittelst der Kardinäle die Kurie einen weitgehenden Einfluß auf den französischen Klerus ausüben könne, dieser aber im Interesse des Gallikanismus unbedingt beschränkt werden müsse. Was er nun aber zur Erläuterung seiner Bedenken und im Anschluß daran über die Kardinalswürde als solche, über die Sucht der französischen Prälaten, sie zu erwerben, ausführt[83], muß Richelieu, der sich ja auch

[83] „. . . . la France pour son bien doit avoir le moins de Cardinaux quelle pourra ny ayant rien qui ait tant corrompu le Corps du Clergé de ce Royaume que l'ambition effrenée de parvenir

die eigene Kardinalspromotion hatte recht angelegen sein lassen, aufs schwerste verstimmt und gereizt haben. Noch ein anderes Moment kam hinzu, um Richelieu in dieser Anspielung Fancans eine persönliche Spitze erblicken zu lassen. Eben um diese Zeit wirkte Richelieu für die Erhebung Bérulles zum Kardinal[84], und mit welcher Geschäftigkeit, und mit welchem Ärger über immer wieder eintretende Hindernisse und Verzögerungen! Sicher hat auch Fancan auf diese ihm bekannten Bemühungen Richelieus für Bérulle Bezug genommen und hat die Antipathie, welche er diesem Führer der klerikalen Partei entgegenbrachte, dabei mitgewirkt. — Eben ein gleiches persönliches Moment kommt auch in seiner Forderung zum Vorschein, daß der Verkehr der Geistlichkeit mit dem Nuntius beschränkt werden solle; denn wie er diese Forderung durch einen Hinweis auf die staatsgefährliche Tätigkeit der Nuntien rechtfertigt, klingt eine Anspielung auf den derzeitigen Nuntius Spada recht deutlich durch.[85] Hegte er gegen diesen nun lediglich eine Abneigung als Vertreter der römischen Interessen, oder ahnte Fancan etwas davon, daß ihm in diesem Manne ein gefährlicher Gegner erwachsen war?

au Chapeau, ny qui ait plus ruiné et ruinera les affaires du Roy que cette dignité."

[84] S. Richelieus Brief an Bonthillier vom 1. X. 1626 (Avenel II, 270). Alle möglichen Instanzen ruft er an „pour demander des Cardinaux"; der König soll mit Spada sprechen, Herbault in Rom Vorhaltungen machen, sogar der spanische Botschafter seinen Einfluß aufbieten. Auch Spada berichtet über die Bemühungen Richelieus.

[85] „. . estant à considérer que les Nonces résidantes en cette Cour ont pris une liberté de solliciter et corrompre aujourd'hui publiquemment les sujets du Roy, mesme que la plupart des Ecclésiastiques se prostituent ouvertement pour complaire aux affaires du temps au St. Siège et aquerrir les bonnes graces des Nonces, sans qu'on prenne garde à la consequence de telles actions trop fréquentes pour le bien de l'État."

Ganz allmählich hatte sich die Stellung Spadas zu Fancan geändert. Hat er ihn anfangs — er war 1624 nach Paris gekommen — noch einen „huomo da bene" genannt, später sich meistens jeder Charakteristik enthaltend, seine mit Küttner gepflogenen Unterhandlungen mitgeteilt und dazu höchstens die Bemerkung eingeschoben, daß er im Auftrage des Kardinals hinterlistig vorgehe, so finden sich seit Ende 1625 häufiger Äußerungen Spadas, die zu denen des anfänglichen Vertrauens im vollsten Gegensatz stehen, die ihn aber auch, und das ist das Entscheidende, zu Richelieu in Gegensatz stellen wollen und stellen. In Betracht kommen dabei besonders zwei Äußerungen Spadas aus den letzten Monaten 1625. Bei einer Besprechung der berüchtigten „Admonitio", jenes von Hetzereien gegen den König und Richelieu strotzenden jesuitischen Pamphletes, erwähnt er auch die auf jene ergangenen beiden Erwiderungen; die eine sei von einem Catholique d'Etat, Ferrier, die andere, deren Verfasser sich verbirgt, werde Fancan zugeschrieben. Spada schließt sich dieser letzteren Annahme mit der Begründung an, daß in der Schrift Bosheit genug enthalten sei, um Fancan als den Autor zu betrachten. Eine andere bezeichnende Bemerkung gestattet er sich in einem Gespräch mit Richelieu[86]; dieser teilte dem Nuntius mit, daß der Autor der „France au désespoir"[87] — einer durchaus antirömischen, religiös recht liberalen Flugschrift, welche die Wiederherstellung des inneren Friedens fordert — in einem gewissen Chevalier erkannt und festgenommen worden sei, und daß man in Zukunft eine strengere Kontrolle über derlei Publizistik ausüben werde, worauf Spada erwidert, daß eine solche Kontrolle im Interesse des Königs und Richelieus selbst allerdings recht not-

[86] Nach einem Bericht vom 19. XII. 1625 (Francia 402).

[87] Bibl. Nat., Lb[36] 2438.

wendig sei; denn den größten und „piu petulante" Teil der Schrift glaube man einem Vertrauten Richelieus, etwa Fancan oder St. Germain (Matthieu de Morgues) zuschreiben zu müssen. — Letzterer, ein bekannter Publizist, wird von dieser Zeit an in den Aufzeichnungen des Nuntius überhaupt sehr häufig erwähnt, und zwar, was wir gleich vorweg nehmen wollen, in durchaus unfreundlicher Weise. Nur aus seiner Antipathie heraus konnte es Spada wohl auch auf sich nehmen, in einer von Richelieu gegen Morgues ins Werk gesetzten und aufs raffinierteste durchgeführten Intrige eine so wichtige Rolle zu übernehmen. Morgues bemühte 1626 sich um das Erzbistum Toulouse, und Richelieu, der sich in dem bekannten Publizisten keinen Gegner erwecken wollte, versprach ihm die Unterstützung seiner Kandidatur. Offiziell, d. h. durch den französischen Botschafter in Rom hielt er denn auch sein Versprechen, insgeheim aber veranlaßte er durch Vermittelung Bérulles den Nuntius, mit allen Mitteln gegen die Ernennung Morgues zu arbeiten, eine Rolle, der sich Spada gern und mit Erfolg unterzog.

Eben derselbe Mann nun, gegen den unter Berufung auf seine antipapistische Gesinnung hier Richelieu, Bérulle und der Nuntius gemeinsam intrigierten, war ein Parteigenosse und persönlicher Freund Fancans, und dieses ihm sicher bekannte Verhältnis veranlaßte wohl den Nuntius, die beiden häufig in einer Reihe, als etwas Zusammengehörendes zu erwähnen. Hier, in dieser Identifizierung mit Morgues, dürfen wir wohl eine der Quellen erblicken, aus denen Spadas Abneigung gegen Fancan entsprungen ist; die andern liegen auch nicht fern. Erinnern wir uns daran, daß der Nuntius durch den bayerischen Agenten unablässig über Fancans Reden und Absichten in mehr oder weniger zutreffender Weise unterrichtet wurde, daß die Fancan von dieser Seite zuteil werdende

Beurteilung nicht gerade günstig war, am wenigsten bezüglich seines Eifers für die katholische Sache. Denken wir schließlich an die engen und guten Beziehungen zwischen Spada und Bérulle, dem heftigsten Gegner der bons francais, der auch persönlich manche Anspielung in Fancans Schriften auf sich hatte beziehen müssen, so besteht kein Zweifel, daß auch dieser Einfluß auf das Urteil Spadas über Fancan von Bedeutung geworden ist. Bestätigt wird diese Teilnahme Bérulles an der Verdächtigung Fancans durch Spada selbst; ja, Bérulle hat die Initiative ergriffen, auch für Weiterverbreitung der für Fancan ungünstigen Gerüchte zu sorgen, sie bis vor den König zu bringen. Eine hingeworfene Notiz in Spadas Tagebuch vom 4. Oktober 1626: „Fancan non è bene con Ricelieu“ wird ergänzt durch die inhaltlich ähnliche Stelle eines Berichtes vom 6. Oktober, wonach Spada in einer Audienz bei Ludwig XIII. von Fancan und Morgues gesprochen, und den Eindruck gewonnen hat, daß Fancan beim König in „schlechtem Geruche“ stehe.[88] Diese beiden im Zusammenhang mit anderen Fragen gefallenen und daher recht unvollständigen Bemerkungen erhalten nun glücklicherweise in einem später folgenden Bericht des Nuntius ihre Erklärung. Am 23. Oktober teilte er mit, daß Bérulle vor einiger Zeit — es muß vor dem 4. Oktober gewesen sein — mit der Mitteilung — man könnte es auch Aufforderung bezeichnen — an ihn herangetreten sei, daß er über Fancan

[88] . . . che l'uchienza ch'io hebbi hier mattina mi cadde tanto in proposito e venne cosi bene la palla al balzo per S. Germain, Fancan, e de Nee che non poteva davantaggio si che l'officio calzo per l'apunto: Mi pare che il Rè havesse gia qualche malo odore di Fancan e però tanto piu volontieri come anco gusto degli altri doi e del concetto, che io credero che costoro ingannassero il Signor Cardinale et ch'ero disposto avertirne V. S. Illm. come havevo avertito S. M.“ (Spada a. 6. X. 1626.) Francia 400.

„frei" zum Könige sprechen könne. Was Bérulle unter diesem „frei" verstand, kommt gleich darauf zum Ausdruck: Es handelt sich lediglich darum, Fancan und St. Germain beim König als die Verfasser königsfeindlicher Bücher zu verdächtigen, sie als raffinierte Heuchler hinzustellen, die den König und Richelieu betrögen. Spada erklärt sich eifrig bereit, die „Interessen des Kardinals" wahrzunehmen und nimmt bei Gelegenheit einer Audienz bei König und Königin-Mutter am 4. und 5. Oktober — es ist eben die vorhin erwähnte — Anlaß, über Fancan zu sprechen. Dabei macht er nun die Beobachtung, daß „di San Germano et di Fancan gli avisi non gli (den Majestäten) venivano intieramente nuovi", und meint den Grund darin erblicken zu müssen, daß Fancan und Morgues einen Dritten der Verfasserschaft einer gegen Richelieu gerichteten Satire beschuldigt, schließlich aber sich selbst als Autoren derselben herausgestellt hätten.[89]

[89] Der erste Teil dieses Berichtes ist so charakteristisch für die seitens der Gegner Fancans angewandte Kampfesweise, namentlich für die intrigante, alle Eventualitäten ins Auge fassende Art Bérulles, daß wir ihn hier ganz wiedergeben wollen: „Berullo á di passati non solo mi ringratiò in nome del cardinal di Luson che havessi scritto a Roma per la reiettione della nominatione di San Germano al vescovado di Tolone, ma anco dell'avvertimento che gli havevo mandato contro monsignor di Nee, del quale e di Fancan mi disse che potevo parlar liberamente al re, anche con dire che erano cervelli, che sotto il manto di servitio regio coprivano spiriti di scisma e d'heresia, e che Fancan particolarmente e San Germano erano compositori di libri ancora contro'l servitio di S. M[ta], e che se prima io non havevo fatto motto, ciò era proceduto dalla professione che essi facevano di esser tutta cosa del cardinal di Luson*), e di governar il re, come anco dall'esser io voluto chiarirmi più fondatamente de loro portamenti, per l'indagatione de' quali finalmente havessi scoperto

*) Im Konzept stand zuerst favoriti del Ré e del card' di Richelieu.

Also ein Argwohn gegen Fancan wäre hiernach schon vorhanden gewesen!

Wir halten diese Beobachtung des Nuntius für durchaus zutreffend, suchen aber den Grund dieses Argwohns etwas tiefer als er. Dieser dürfte mehr die uns bekannte Opposition Fancans gegen die Verheiratung Gastons gewesen sein, ein Widerstand, den außer Richelieu wohl niemand übler vermerken konnte, als Maria Medici, die Urheberin des ganzen Planes, und von ihr beeinflußt, auch ihr ältester Sohn.

Sollte nicht auch jener, nur in Analyse erhaltene Brief Fancans an Morgues[90] über diesen Gegenstand darauf hindeuten, daß er selbst wohl die Wirkungen seiner Opposition an hoher Stelle kannte? Wir meinen, daß dieser Ton der Resignation sich nur aus einer derartigen Erkenntnis erklären läßt.

Überblicken wir noch einmal an dieser Stelle, wo der entscheidende Umschwung in Fancans Schicksal einsetzt, die Situation um ihn.

Die höchsten Autoritäten im Staate hatte er sich entfremdet, wenn nicht feindlich gestimmt, einflußreiche Per-

che essi abusavano dell' accesso che tenevano a S. Mta, e che ingannavano il cardinal di Richelieu. risposi a Berullo che volentieri accettavo d'esser istrumento degl'interessi del cardinal di Luson, mentre si trattava di questa sorte di gente, e che in ricompensa non desideravo altro da S. S. Illma, se non che da tanti casi particolari una volta formasse e praticasse una massima universale, che niun danaro può comprar un tristo nè preservar i buoni che vi si mescolano da danno o pentimento presto a tardi.

[90] Folgende Stelle ist ersichtlich wörtlich übernommen: „Ma consolation est d'avoir représenté courageusement en tout ce qui c'est passé les inconvenientz qui en pouvaient arriver en publicq et en particulier, et d'avoir combattu jusques au bout. Il ne me reste plus qu'a faire une retraite honorable". 16. VIII. 1626. Liste Nr. 982.

sonen taten das ihrige, die Stimmung gegen ihn zu verschärfen, seine persönliche Stellung mehr und mehr zu untergraben. Richelieu, der Fancans offene Opposition hätte begreifen und entschuldigen können, wollte dies nicht mehr, nachdem er den Widerstand seines ehemaligen Vertrauten gegen die ganze Richtung seiner Politik überhaupt herausgespürt und die Unmöglichkeit, ihn anderen Sinnes zu machen, wohl eingesehen hatte; er sah nur noch die Opposition als solche, in dem Maße, wie Fancan sie fortsetzte, mußte der Gegensatz zwischen ihnen sich verschärfen.

Auf der anderen Seite machte sich Fancan über die ihm entgegengebrachte feindselige Stimmung kein Hehl; weit entfernt aber, sie durch Nachgiebigkeit zu entwaffnen, zögert er, wie wir bei der Betrachtung seiner gegen die Klerikalen gerichteten Schrift gesehen haben, nicht, seine ihm wohl bekannten Feinde weiter anzugreifen, scheute sogar davor nicht zurück, Richelieus Empfindlichkeit zu reizen. War er schon in persönlichen Fragen von einer ziemlichen Gradheit, ja Rücksichtslosigkeit, so erschien ihm, was die Sache betraf, Nachgiebigkeit überhaupt undenkbar. Die Überzeugung, daß die einzig richtige Politik darin bestehe, im Innern um jeden Preis Frieden zu halten, nach außen mit jedem Mittel Spanien zu bekämpfen, ließ er sich durch nichts nehmen, diese Anschauung unter allen Umständen zur Geltung und Wirksamkeit zu bringen, das bleibt sein Lebensziel.

Diese, teils persönlichen, teils sachlichen Gegensätze, das feste Beharren jeder Partei auf ihrem Standpunkte, beherrschen denn auch die letzte Periode des von uns zu behandelnden Zeitraums, ihr Ausgang muß uns nach allem nur als natürlich, ja notwendig erscheinen.

Eine Anzahl von Denkschriften Fancans, darunter wohl

die packendsten, verdanken ihre Entstehung der Überzeugungstreue oder aber dem leidenschaftlichen Empfinden des um sein Land sorgenden Patrioten. Noch aus der Zeit der Notablenversammlung, also um die Wende des Jahres 1626, stammt eine Denkschrift „Sur la nécessité de la paix du dedans“[91], die sich im wesentlichen mit dem Nachweis befaßt, daß bei allen Bürgerkriegen, die Frankreich heimgesucht haben, der Papst und Spanien ihre Hand im Spiele gehabt haben, daß sie allein ihren Vorteil daraus ziehen. So schüren sie auch jetzt wieder nach Kräften, um den kaum geschlossenen Frieden zu stören, und suchen zu gleicher Zeit England und Frankreich gegeneinander aufzuhetzen, in der Hoffnung, noch mehr Verlegenheit zu schaffen. Aufgabe des Konseils sei es also, den König zu veranlassen, einen langjährigen Frieden — Verfasser legt besonders auf die lange Dauer Gewicht — herbeizuführen. Begleitet und vervollständigt wird diese Schrift durch eine zweite[92] ähnlichen Inhalts und selber Tendenz; der Unterschied ist der, daß er an Stelle Spaniens und des Papstes hier wieder einmal die fremde Kabale als den Kern alles Übels bezeichnet, und im übrigen wird hierbei besonders auf die drückende Finanzlage des Landes hingewiesen, welche eine vollständige Pazifikation unbedingt erfordere. In diesem Zusammenhang fällt auch eine Äußerung, welche uns zeigt, daß Fancan über die Absichten Richelieus nicht im unklaren war, daß ihm die Möglichkeit eines Krieges gegen die Hugenotten und England bereits vor Augen stand.[93]

[91] France 246, fol. 205f. Von Fancans Hand. Liste Nr. 352.

[92] France 283, fol. 4—5; in Fancans Schrift; von fremder Hand ist ihr dieselbe Überschrift gegeben, wie Fancan selbst sie für die vorerwähnte gewählt hat.

[93] „Que toutes les calamitez de l'État ne parviennent de nos guerres de Religion, nul ne le peut desnier, et que ce ne soit notre entière ruine de nous embarquer en la moindre guerre du monde,

Und dieses gleichzeitige Erwähnen La Rochelles und Englands zeigt, daß er auch die Kombination des Kardinals, welche den Gegensatz zu England brauchte, wohl kannte. — Den maßgebenden Faktoren der Regierung lag es denn auch fern, irgend etwas zur Besserung der gespannten Beziehungen gegenüber England und den Hugenotten beizutragen, man arbeitete vielmehr bereits auf den offenen Bruch hin. Zugegeben muß ja nun freilich werden, daß auch die Haltung der englischen Regierung nicht eben davon zeugte, als ob sie auf die Beibehaltung guter Beziehungen zu Frankreich noch großen Wert gelegt hätte; sie fühlte sich eben für die Sicherheit der Hugenotten in gewissem und auch berechtigtem Sinne verantwortlich, und hegte anderseits über die Angriffspläne der französischen Regierung keinen Zweifel mehr. Wie aber überhaupt auf französischer Seite die Schuld für die Mißstimmung zwischen den beiden Ländern zu suchen ist, so war es wiederum Richelieu, der die Vorbereitung zum offenen Bruch systematisch betrieb, da er in seine ganze Spekulation eben hineingehörte. Im Gegensatz zu früher, wo man auf englischer Seite Richelieu der ultramontanen Partei entgegensetzen zu müssen geglaubt hatte, wurde er seit Beginn des Jahres 1627 unbedingt zu dieser gerechnet. Eine hübsche Bemerkung zitiert darüber ein englischer Agent in einem Bericht vom 25. I. 1627: „Auparavant il n'avait rien de Cardinal que le bonnet, à l'heure il n'a rien de Français que le visage". Es war nun die äußerste, ihm selbst sicher recht peinliche Konsequenz des seinen Berechnungen zugrunde liegenden Systems, daß er sich mit Spanien in Verhandlungen über ein Offensivbündnis einließ und den Vertrag auch einging. Er selbst glaubt ja auch diesen Schritt damit

soit contre l'Angleterre, soit contre La Rochelle ou ailleurs dans le Royaume, nul n'en peut aussy douter."

begründen und entschuldigen zu müssen, daß andernfalls Spanien mit England Friede geschlossen, sich vielleicht sogar mit ihm verbündet hätte; sicher ist auch, daß seine Grundanschauungen einem Bündnis mit Spanien durchaus unsympathisch gegenüberstanden, daß es ihm nur ein Notbehelf von ganz vorübergehender Dauer sein sollte. Wir begreifen diese Erwägungen, wie seine Politik überhaupt, können uns aber ebenso in die Empfindungen jener hineindenken, die in der Aufrechterhaltung des Gegensatzes zu Spanien den Kern der altfranzösischen Tradition erblickten; wir fragen uns sofort: Wie äußert sich die Wirkung einer solchen Politik — mit Spanien gegen England — bei Fancan?

Schon im Februar, als die Möglichkeit eines Zusammengehens mit Spanien noch nicht so nahe gerückt war, hatten ihm die unaufhörlichen Reibereien mit England Anlaß gegeben, noch einmal mit einem wohlüberlegten sachlichen Vorschlag[94] über ihre Beseitigung an Richelieu heranzutreten. Dieser gipfelte darin, einen zuverlässigen, erfahrenen Gesandten inoffiziell nach England zu schicken, der unter Hinweis auf die gemeinsame, von Spanien drohende Gefahr ein Übereinkommen bezüglich der schwebenden Streitfragen suchen und damit einer völligen Aussöhnung der beiden Länder die Wege ebnen solle. Fancan verlangt keineswegs, daß man französischerseits nachgebe, dringt sogar darauf, bezüglich der Ehestreitigkeiten gewisse Forderungen durchzusetzen und dem nationalen Stolze nichts zu vergeben, empfiehlt aber, vor allem einen versöhnlichen und freundschaftlichen Ton in die Verhandlungen zu tragen. Die ganze Schrift ist, wie

[94] Corresp. Angleterre 41, fol. 2—3; von fremder Hand als „Memoire de Mr. de F., touchant l'accomodement avec les Anglais" bezeichnet. Die Schrift selbst ist von Fancans Hand. In der Liste (Nr. 354) ist sie als „Discours" bezeichnet und vom 8. II. 1627 datiert.

gesagt, durchaus sachlich gehalten, der geschäftliche Ton nur gelegentlich, wenn es sich nämlich um eine Anspielung auf die spanische Gefahr handelt, von dem der aufflackernden Leidenschaft abgelöst; durchaus vor aber herrscht letztere in einer zweiten, dieselbe Frage berührenden Abhandlung[95] vom März desselben Jahres. Hier haben bereits die mit Spanien im Gange befindlichen Verhandlungen ihren Schatten geworfen, wie sich denn dieser „Discours sur les affaires présentes d'Angleterre" nicht minder eine Kennzeichnung der spanischen und spanierfreundlichen Umtriebe als eine Betrachtung der englischen Frage vornimmt. Die in ihr hervortretende Fülle der Gesichtspunkte, die treffende Beobachtung und Beurteilung früherer und gegenwärtiger politischer Strömungen und Ereignisse macht diese Schrift Fancans zu einer seiner besten Schöpfungen, und der Genuß, den ihre Lektüre bereitet, wird durch den dem Leser entgegenwehenden Zug einer edlen Leidenschaftlichkeit, der aber deswegen niemals die Klarheit des Ausdrucks trübt, nur erhöht. Die Tendenz ist, ein gutes Verhältnis zu England herbeizuführen; um die Vorschläge aber, welche diese Absicht verwirklichen helfen sollen, herum reiht sich eine Kette von Ausführungen, die sich größtenteils mit spanisch-römischen Intrigen beschäftigen, und die Inopportunität, die Gefahr eines Zusammengehens mit Spanien in packender Form darstellen. Er geht von dem Gedanken aus, daß an dem gegenwärtigen Zerwürfnis zwischen England und Frankreich beide Nationen schuld tragen, ersteres durch sein oft recht unbescheidenes, letzteres durch sein oft unüberlegtes Verhalten. Daß nun aber dieses Zerwürfnis sich immer weiter auftut, das macht allein die Einmischung von Papst und Spanien; der Papst will mit unserer Hilfe

[95] France 246, fol. 202ff. Von Fancans Hand. Liste Nr. 341 datiert die Schrift vom 9. III. 1627. (S. Anhang.)

den katholischen Kult in England restituieren, Spanien hofft während eines Krieges der beiden Länder im trüben fischen zu können und sucht deshalb, indem es bald dem einen, bald dem anderen seine Hilfe verspricht, uns immer mehr gegeneinander aufzuhetzen. Man solle ja nicht hoffen — jetzt kommt Fancan auf sein eigentliches Ziel hinaus — daß Spanien uns gegen England wirklich helfen werde, das liefe ja dem Geist der spanischen Politik direkt zuwider. Nachdem er dann darauf hingewiesen hat, daß ein Krieg gegen England Frankreich nicht den geringsten Nutzen bringen, im Gegenteil die an sich schon so üble Finanzlage noch verschlimmern würde, betont er noch einmal nachdrücklich, daß England der beste Bundesgenosse gegen Spaniens Ränke sei und dafür auch geworben werden müsse. — Dies ist der Gedankengang der Schrift, soweit er überhaupt in Schlagworten wiedergegeben werden kann; den Inhalt selbst kann keine Wiedergabe erschöpfen. Heben wir nur noch einige besonders interessante Einzelheiten hervor. Außerordentlich charakteristisch sind beispielsweise seine Ausführungen über die Bestrebungen des Papstes und der ihm blind Ergebenen, England zu rekatholisieren; Fancan nennt dies zwar eine „chose bien à desirer“, behauptet aber unmittelbar darauf: „Quand l'Angleterre estoit anciennement toute Catholique, la France ne laissoit pour cela d'estre troublée par les Angloys et de les avoir pour cruels ennemis, tout de même que les Espagnols sont Aujourd'hui les nostres“; ein scheinbarer Widerspruch, der sich nur dadurch erklären läßt, daß Fancan politische und religiöse Gesichtspunkte aufs strengste scheidet, die politischen Interessen ihm aber immer in erster Reihe stehen. Bemerkenswert ist dann auch eine der Bedingungen, von denen er die Übereinkunft mit England abhängig gemacht wissen will; während die übrigen die Er-

ledigung der materiellen Streitigkeiten regeln, verlangt die letzte die „exécution du traitté de paix avec les huguenots de France, en quoy les Angloys prétendent avoir quelque Interest". Hierin liegt sowohl ein versteckter Vorwurf für die eigene Regierung, die sich an ihr Versprechen nicht gewissenhaft gehalten habe, als auch eine Billigung des englischen Standpunktes, soweit er für England das Recht in Anspruch nimmt, für die Sicherheit der Hugenotten mit zu sorgen. An sich eine rechtlich begründete Auffassung, indem sie der Beteiligung Englands an den damaligen Friedensverhandlungen Rechnung trug, war sie doch mehr als anderes geeignet, Fancans politischen Gegnern eine Waffe in die Hand zu geben. Nicht weniger als Theorie, welche einem fremden Staate die Einmischung in französische Angelegenheiten gestattete, als in ihrer praktischen Konsequenz, welche, durchgeführt, die ganzen politischen Kombinationen der herrschenden Partei zunichte gemacht hätte, mußte sie von den maßgebenden Kreisen verdammt werden, gab sie späterhin Anlaß, gegen Fancan die Anklage auf „grandes intelligences avec l'etranger"[96] zu erheben. Für Richelieu vollends bedeuteten diese beiden Schriften über das Verhältnis zu England eine recht unbequeme, bedenkliche Störung seiner Politik, besonders die Angriffe auf Spanien konnten die kurz vor dem Abschluß stehenden Verhandlungen mit dieser Macht außerordentlich erschweren. Die Gegensätzlichkeit ihres beiderseitigen Standpunktes dokumentiert sich äußerlich schon darin, daß Richelieu in seinen Memoiren beständig „mauvais Francais" diejenigen nennt, welche mit England sympathisieren, während umgekehrt Fancan von den mauvais Francais spricht, welche die Verständigung mit England verhindern wollen.

Wir glauben, daß diese Parteinahme Fancans für Eng-

[96] So in Mercure francais XIII, 373.

land mit am meisten dazu beigetragen hat, das Mißtrauen des Kardinals in direkte Abneigung zu verwandeln, vermischt mit einer Art von Furcht vor der unerschrockenen Opposition eines der erfolgreichsten Publizisten. Eine gewisse Nervosität muß Richelieu schon seit längerer Zeit Fancans Vorstellungen gegenüber erfaßt haben, zumal wenn dieselben, wie wir öfters sahen, schon mehr einem Tadel oder Vorwurf ähnelten. Zum zweiten Male sah er hier einen dem seinen entgegengesetzten Standpunkt mit Energie vertreten, und wie damals die Opposition gegen die Vermählung Gastons Fancan einen großen Teil der Gunst des Kardinals entzogen hatte, so dürfte es mit dem noch verbliebenen Rest von Wohlwollen nach dieser Auflehnung gegen den Grundgedanken der von der Regierung beschlossenen Politik vorbei gewesen sein. Interessant wäre nun, zu wissen, ob etwa Richelieu der Überzeugung war, daß Fancan nicht nur seiner Politik, sondern auch seiner Person Opposition machen wolle. Gewiß, bei jener Eheaffäre hätte er sich persönlich getroffen fühlen können, manche bittere Anspielungen in Fancans späteren Schriften mußte er auf sich beziehen, aber daß es Fancan doch nur auf die Sache ankam, daß er die Hoffnung, unter der Leitung eben des Kardinals noch einmal eine andere politische Richtung vorherrschen zu sehen, noch immer nicht ganz aufgegeben hatte, das beweisen am besten seine letzten Schriften. Ihrer Form wie auch einzelnen Redewendungen nach sind sie nämlich noch an Richelieu selbst gerichtet, und geben unter einer Reihe verschiedener Bitten und Hinweise immer wieder dem einen Gedanken Ausdruck: Aufgabe des gegenwärtigen Systems, Rückkehr zur Politik der bons francais! Beschränken wir uns, da auch in den einzelnen Ausführungen meist alte Gedanken wiederkehren, frühere Bitten nur noch nachdrücklicher betont werden, darauf, ihren Inhalt kurz zu skizzieren.

Schon die Überschrift der ersten[97] „Contre la Caballe étrangère" sagt uns, was Fancan hier sagen will. Er schildert die Tätigkeit der Glaubenspropaganda-Kammer, und rät Richelieu, sie aufzulösen, er weist auf die Gefahren des jesuitischen Unterrichts hin, erinnert an die Bedeutung der Jugenderziehung überhaupt und knüpft daran die dringende Aufforderung, die Jesuitenkollegien gewaltsam zu schließen. Dann kehren die alten Gedanken über die hohe Bedeutung von Sorbonne und Parlament wieder, fordert er nochmals, daß des letzteren Unabhängigkeit niemals beschränkt werden dürfe.[98] Zum Schluß empfiehlt er wiederum, die Kabale durch die Drohung vor noch Schlimmerem in Schach zu halten; denn „timentibus leo, ardentibus lepus".

In ihren Forderungen stimmt ja die Schrift mit früheren überein, was sie aber doch unterscheidet, ist die uns entgegenschlagende Stimmung. Es liegt in der Art und Weise, wie er sie durchführt, ein im Vergleich zu früher gemäßigter, man möchte fast sagen, milder Ton; es spricht wiederum daraus ein gut Teil Resignation, die frische ungezügelte Kampfeslust früherer Zeiten kennt Fancan nicht mehr, und es scheint, daß seine Anschauung eine mehr und mehr pessimistische wird.

[97] Die drei Schriften müssen alle um dieselbe Zeit — März, April 1627 — entstanden sein; wir halten uns hier an die örtliche Reihenfolge: France 787, fol. 22/23, fol. 24—29, fol. 30/31, in der sie auch ein anderes Dokument (France 785, fol. 10) aufführt. Sie sind sämtlich von Fancans Hand. In der Liste entsprechen die Nummern 353, 334, 343. Die letzte, „Parlement", ist, was ihren allgemeinen Inhalt betrifft, von uns bereits verwertet, im übrigen behandelt sie Personalfragen.

[98] Das ist allerdings wieder ein deutlicher Wink für Richelieu; Fancan dachte dabei sicher an die vom König, oder besser dem Kardinal, im Januar desselben Jahres getroffene Entscheidung über die Zensur von Santarellis Buch, die einen energischen Eingriff der königlichen Autorität in die Machtsphäre des Parlamentes darstellt.

Dieser Eindruck verstärkt sich uns noch, wenn wir den Anfang des nun folgenden „Advis d'État" auf uns einwirken lassen. Das Bild, welches er darin von der inneren und äußeren Situation seines Landes entwirft, kann an Düsterkeit kaum noch übertroffen werden. Danach herrscht im Innern nichts als Unzufriedenheit, Parlament und Sorbonne gehen voran, ihnen folgen die Fürsten von Geblüt und die Bürgerschaft aller Parteiungen. Außen ist es ebenso schlimm; Rom und Madrid sind uns feindlich, unsere alten Verbündeten auf uns erbittert. Schuld an allem ist Rom und Spanien, ersteres will seine unbegrenzte Autorität nach Frankreich verpflanzen, Spanien uns unter uns und mit unseren Verbündeten veruneinigen. — Offen fordert er dann, was er selbst in Wirklichkeit sich zu eigen gemacht hat: staatliche und religiöse Interessen voneinander zu trennen, „sans confondre et reduire comme on fait aujourd'hui toute chose en cas de conscience au grand prejudice de ce Royaume". Immer eindringlicher wird allmählich der Ton, die melancholische und daher auch etwas schwere Sprache des Anfangs weicht einer packenden Beredsamkeit. Hier ist es, wo er Richelieu vor die Alternative stellt, die „Catholiques bigots" oder die „Catholiques Royaux" zu sich hinüberzuziehen; die ganze Sorge des Patrioten kommt zum Durchbruch, zugleich aber auch die Begeisterung des bon francais für die Sache seiner Partei, von der er ein in seiner Schlichtheit und doch Ausdrucksfülle ergreifendes Bild malt.[99] Nach diesen

[99] „Quant au party des bons francais il est sans hazard et tout plain de gloire, c'est celui des gens de bien qui savent aimer leur Religion, leur Roy et leur patrie conjointement, dans lequel nul ne peut périr qu'avec l'Estat et ou chaqunn se peut rendre recommandable, quand par prudence, fidelité et courage il conserve son Prince et sa patrie contre ceux qui pour leurs seuls interests imbuent

allgemeinen Darlegungen wiederholt dann Fancan seine früheren Forderungen; heben wir daraus nur hervor, daß er wiederum — auch noch einmal in der nächsten Schrift — die Entfernung des Großsiegelbewahrers Marillac verlangt. Den Höhepunkt erreicht die Schrift unzweifelhaft in jener Skizzierung und Charakterisierung der beiden entgegengesetzten Parteien; der höchste und letzte Wunsch des Autors kommt zum Ausdruck in jenem Satz, wo er das Fazit aus seinen bisherigen Darlegungen zieht: „Et d'autant plus, que la premiere maxime de la prudence politique est, non de vaciller, mais de prendre genereusement parti dans les rencontres des diverses factions il semble que St. Honoré (Richelieu) ne peut faillir d'apuyer celui des bons Français, qui est veritablement celui du Roy et de l'État".

Der Wunsch sollte ihm nicht mehr erfüllt werden; Richelieu entschied sich nicht für die bons francais, konnte es aus bekannten Gründen noch nicht. Wohl aber wurde ihm der unablässige Mahner und Kritiker von Tag zu Tag lästiger, die Notwendigkeit und der Wunsch, ihn zum Schweigen zu bringen, trat immer näher an ihn heran. Wie sollte dies aber geschehen? Ein freiwilliger Verzicht Fancans auf die Bekundung seiner Anschauungen war nicht zu erwirken; am wenigsten konnte Richelieu, der die Überzeugungstreue und Offenheit des Mannes lange Zeit hindurch zu seinem eigenen Vorteil in ihrer ganzen Kraft kennen gelernt hatte, sich der Illusion hingeben, daß derselbe nun ihm zuliebe zu einer Verleugnung seiner Grundsätze zu bewegen sein, seine Opposition aufgeben könne. So gab es eben nur eine Möglich-

les francais de fauces maximes par le moyen desquelles il nous faut abondonner nostre propre conservation et celle de nos Alliez."

keit, den unermüdlichen Warner verstummen zu machen: die Gewalt; und Richelieu wurde sich über diesen Schritt um so leichter schlüssig, als persönliche Rücksichten nach den vorhergegangenen Umständen von seiner Seite aus auch nicht mehr in Frage kommen konnten.

Am 4. Juni wurde Fancan mit seinen zwei Brüdern verhaftet und in die Bastille geführt.

Über die diesem Akte unmittelbar vorhergehenden Umstände sind wir ohne jede Nachricht, um so zahlreicher aber sind die Auslassungen von den verschiedensten Seiten her, welche durch ihn hervorgerufen wurden und den verschiedensten Vermutungen über die Ursachen von Fancans Sturz Ausdruck gaben.[100] Bemerkenswert ist vor allem die prompte Berichterstattung der fremden Diplomaten; nur wenige Tage liegen durchweg zwischen dem Ereignis selbst und seiner Meldung durch die Vertreter Hollands, Savoyens, Venedigs und des Kaisers. Übereinstimmend heben sie alle die Intimität der früheren Beziehungen zwischen dem jüngst Gestürzten und Richelieu, sowie Fancans hohe Bedeutung hervor, verschiedenartig sind dagegen ihre Mutmaßungen über die Ursachen von Fancans Unglück. Den wirklichen Grund, den tiefen sachlichen Gegensatz in der Beurteilung einer der wichtigsten politischen Fragen, konnten sie als Zeitgenossen ja kaum ahnen, naturgemäß klammern sich ihre Vermutungen an diesen oder

[100] Über die in späteren Flugschriften auftretenden mannigfaltigen Hypothesen über Fancans Sturz hat Geley (Kap. 1) ausführlich gehandelt. Ihr tendenziöser, gehässiger Charakter macht sie — mögen sie diese oder jene Partei vertreten — durchaus ungeeignet, einen zuverlässigen Anhalt für die wahre Ursache abzugeben. Ungefähr denselben Wert haben die uns vorliegenden Angebereien und Mutmaßungen einiger Mitgefangenen Fancans, so des Colonel de Beaufort, France 784, fol. 101—102, fol. 104—106, fol. 133; sie sind für Foucquet bestimmt, wollen ihm mit Material an die Hand gehen und seine Gunst erbetteln.

jenen äußeren Umstand, dieses oder jenes ihnen wieder zugetragene Gerücht. Vorwiegend ist nun die Ansicht, daß fremde Einflüsse, Richelieu selbst wenig oder gar nicht, die Schuld an Fancans tragischem Schicksal trügen.

Sicherlich haben diese ihr Anteil zu beanspruchen; Spadas Beteiligung ist nach dem, was wir erfahren haben, so gut wie sicher, desgleichen die Bérulles, von dem ja die erste Verdächtigung Fancans ausgegangen war. Ebensowenig ist die mehrfach vertretene Ansicht, daß der Großsiegelbewahrer Michel Marillac an Fancans Sturz beteiligt gewesen sei, völlig aus der Luft gegriffen. Marillac, einer der führenden Geister der klerikalen Partei, hatte sich, wie wir sahen, in der letzten Zeit unaufhörlich Angriffe Fancans zugezogen; in sämtlichen Schriften wird die Absetzung dieses Anhängers der Kabale gefordert. Ihm selbst war die gegen ihn gerichtete Tätigkeit Fancans nicht unbekannt geblieben; eine geraume Zeit nach Fancans Tod für Marillac verfaßte Verteidigungsschrift[101] — Marillac selbst fiel kurze Zeit nach Fancans Sturz in Ungnade — weiß davon zu berichten, daß Richelieus Abneigung gegen den Großsiegelbewahrer durch Fancans Denkschriften ständig wachgehalten und gesteigert worden sei; ihrer habe sich auch Richelieu dann gegen Marillac bedient. Wie der Verfasser dieser Schrift noch weiter zu berichten weiß, hat Richelieu selbst dem Großsiegelbewahrer von Fancans Haß Kenntnis gegeben; entspricht das den Tatsachen — wir zweifeln kaum daran — so hätten wir hier wieder ein charakteristisches Beispiel dafür, wie Richelieu zwei Gegner gegen

[101] „Apologie pour le Sieur de Marillac, garde des sceaux de France contre un libelle diffamatoire publié sous le titre d'entretiens des Champs Elisées". Bibl. Nat., France 17486 (handschriftlich). Der tendenziöse Charakter ergibt sich zwar von selbst, kommt aber für das, was wir aus ihr entnehmen, nicht in Betracht.

einander ausspielt. Erst machte er Marillac auf Fancan argwöhnisch, weil er unter den herrschenden Umständen diesen los sein will und sich bei der Ausführung dieses Planes mit möglichst vielen im Einverständnis wissen will; nachdem dann dieser beseitigt ist, bedient er sich der von dem Gestürzten früher erhobenen Anklagen, um auch den zweiten unschädlich zu machen. Die Glaubwürdigkeit dieser einzelnen Behauptungen ist ja zwar keine unbedingte, aber wir erfahren mit Gewißheit, daß Marillac von Fancans Abneigung unterrichtet war, daß er dieselbe erwiderte, und wir geben den Vermutungen, welche für eine Anteilnahme Marillacs an Fancans Sturz sich aussprechen, um so mehr recht, als Fancans mitverhafteter Bruder, Vincent Langlois, sich ganz zu dieser Überzeugung bekennt.[102]

Mitgewirkt haben also fremde Einflüsse ohne jeden Zweifel, ausschlaggebend waren sie ebenso sicher nicht. Die Annahme etwa, daß der Befehl zur Verhaftung Fancans Richelieu selbst überraschend[103] gekommen, oder daß Fancan sogar gegen seinen Wunsch[104] festgenommen worden sei, muß und kann vollständig abgelehnt werden; denn der Kardinal hat sich bereits geraume Zeit vor dem Tage der Verhaftung (4. Juni) mit der Idee herumgetragen, Fancan unschädlich zu machen.

Am 29. April hatte der Nuntius mit Richelieu wieder eine lange Unterredung, hauptsächlich um die Angelegenheit

[102] V. Langlois an den König; France 795, fol. 294.

[103] So faßt der savoyische Geschäftsträger Pietro Viandra sie auf in einem Bericht vom 8. Juni 1627 (Turiner Archiv).

[104] Diese Meinung vertritt der niederländische Resident Boetzelar in einem Bericht an die Generalstaaten vom 13. Juni; ihm gelten die Jesuiten, namentlich der Beichtvater des Königs, Suffren, sowie Spada als die Urheber. (Reichs-Archiv im Haag.)

Matthieu de Morgues', und im Verlauf dieses Gespräches kam der Kardinal dann auch auf Fancan zu sprechen.

Er behauptete, Morgues und Fancan hätten sich als Verfasser der „Questiones quodlibeticae", sowie des „Re de i Re" — offenbar identisch mit dem Pamphlet „Le Roy du Roy" — herausgestellt, die Autorschaft des letzteren jedoch einem Dritten in die Schuhe geschoben; desgleichen hätten sie Bérulle bei ihm zu verdächtigen gesucht.

Auf die etwas erstaunte Frage des Nuntius, warum er denn noch immer Bedenken trage, diese Sorte von Menschen ins Gefängnis zu werfen, erklärte Richelieu, daß er nur noch etwas warten wolle, um den Schlag gegen Fancan und den anderen zu führen; der Nuntius möge noch ein wenig Geduld haben.[105] — Was nun die Begründung dieses gegen Fancan in Aussicht gestellten Schlages angeht, so dürfte Richelieu mit seiner Behauptung, daß Fancan und Morgues Verfasser dieser Bücher, — das erste stammt aus der Feder des Jesuiten Garasse und vertritt eben die Anschauungen, welche Fancan stets bekämpft hat, das zweite hat mit Fancan ebensowenig zu tun — eine wissentliche Unwahrheit ausgesprochen haben; daran hat er selbst nicht geglaubt. Es kam ihm ja aber auch nur darauf an, Spada irgend ein Argument vorzuhalten, welches diesem Richelieus Abneigung gegen Fancan begreiflich erscheinen ließ; dafür war denn auch der Vorwurf der Autorschaft jener Bücher, die Richelieu bereits viel zu schaffen gemacht hatten, recht geeignet. Was tatsächlich seinem Plane zugrunde lag, nämlich die Absicht, einen unbequemen politischen Opponenten zu beseitigen, hätte er dem Nuntius um so weniger verraten, als dieser ja Zeuge ihrer früheren intimen Beziehungen gewesen war. Anders steht es mit der von Richelieu hier erhobenen Beschuldigung,

[105] Nunz. de Francia 404, fol. 297ª—309ª. Mai 1627.

sie hätten andere Personen der Autorschaft des „Le Roy du Roy“ bezichtigt. Sie trifft insofern zu, als Morgues in der Tat die Aufmerksamkeit Richelieus auf jene beiden Männer als die Verfasser gelenkt hatte, welche dann auch zeitweise deswegen in die Bastille geschickt wurden, Marcel und Drion[106]; auch von Fancans Beteiligung daran konnte Richelieu mit Recht sprechen; denn Morgues weist in einem Brief an Richelieu[107] ständig auf Fancan als denjenigen hin, dem er seine Beobachtungen mitgeteilt habe und der sie seinerseits dem Kardinal noch einmal vortragen solle.

In der Tat scheinen nun auch Marcel und Drion bei dem Verfahren selbst eine gewisse Rolle gespielt zu haben. Wenigstens berichtet der savoyische Geschäftsträger unter dem 22. Juni 1627 im Tone großer Bestimmtheit, daß jene beiden Fancans und seines Bruders Ankläger seien; fügt dann gleich hinzu, die Qualität der beiden Ankläger mache es wahrscheinlich, daß die Gefangenen als schuldlos entlassen werden würden, zumal in ihren Schriften sich nichts Belastendes gefunden hätte. Demnach hat man offenbar die durch Morgues' und Fancans Beschuldigungen geweckte Feindschaft und Rachsucht jener beiden Männer angerufen, um Anklage zu erheben; ein um so mehr versprechendes Mittel, als die erwähnten Anschuldigungen mit ziemlichem Recht als unbegründet bezeichnet werden konnten. Jene Bemerkung Richelieus zu Spada wäre dann als eine geschickte Vorbereitung dieses Manövers zu betrachten. Daß anderseits dieses Moment nur den Vorwand bot, niemals als wirkliche Ursache von Fancans Verhaftung in Betracht kommt, erhellt doch schon zur Genüge daraus, daß Morgues, der in der ganzen

[106] Richelieu spricht davon am 7. und am 28. August 1626 (Avenel II 239 und II 256).

[107] France 782, fol. 301 (14. VIII. 1626).

Affäre viel stärker als Fancan beteiligt war, unbehelligt blieb. Jedenfalls haben wir also die Gewißheit, daß Fancans Sturz eine bei Richelieu zum mindesten 5 Wochen zuvor beschlossene und vorbereitete Sache war, daß Richelieu vorher wie auch nachher dafür sorgte, das Recht völlig auf seine Seite zu ziehen, den ehemaligen Schützling aber ins Unrecht zu setzen.

Über Fancans Gefangenschaft selbst sind wir ebenfalls schlecht unterrichtet; eine Nachricht, die, wenn sie zuträfe, allerdings Interesse erregen würde, ist in dem bereits erwähnten Bericht Biandras enthalten, wenn er nämlich zu berichten weiß, daß die beiden in der Bastille gebliebenen Brüder — der Dritte ist krankheitshalber entlassen worden — sich innerhalb derselben vollständiger Freiheit erfreuten. Danach gewänne nämlich die Annahme an Wahrscheinlichkeit, daß Richelieu bei der Gefangensetzung Fancans mehr eine Unschädlichmachung als eine direkte Bestrafung im Auge gehabt hätte; Argumente mußte er für das eine wie für das andere an der Hand haben, die schweren Anklagen, die er in seinen Memoiren erhebt, würden der angedeuteten Vermutung kaum etwas in den Weg legen, und uns erscheint sie um so angebrachter, als wir doch das sachliche Element als das ausschlaggebende des Konfliktes anzusehen, das persönliche an zweite Stelle zu setzen uns gezwungen sahen.

Eines komischen Beigeschmacks entbehren nicht die in der römischen Korrespondenz mit Fancan sich beschäftigenden Gedankenaustausche. Klingt es doch wie bitterer Hohn, wenn dieselbe Kurie, welche ein halbes Jahr vorher die ersten Ankündigungen ihres Pariser Vertreters über die gegen Fancan gerichteten Intrigen damit erwiderte, daß sie eben diesem Vertreter ein weiteres Vorgehen gegen St. Germain, Fancan nunmehr an der Verhaftung ihres Feindes Anstoß nimmt und „ähnliches Volk“ empfahl, wenn, wie gesagt, dieselbe

und den neuen Nuntius — Spada ist im Mai abberufen worden — anweist, gegen diese als Verletzung der geistlichen Immunität Einspruch zu erheben.[108] Sie selbst zeigt aber auch, wie wenig dieser Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit in Wirklichkeit sie schmerzte; denn auf die Bitten des Nuntius hin, man möge ihm zwecks Begründung des Einspruchs genaue Instruktionen übersenden, erfolgt keine Antwort, so daß er am 13. August schreibt, er habe die Sache auf sich beruhen lassen.[109]

Zwei Monate später ist Fancan gestorben, eines natürlichen Todes, daran ist kein Zweifel! Der leidenschaftliche literarische Kampf, der einige Jahre später um sein Andenken geführt wurde, in dem man so weit ging, daß man den Kardinal des Giftmordes an seinem ehemaligen Vertrauten beschuldigte, er zeigt uns doch, welchen Anteil, ob nun im günstigen oder ungünstigen Sinne, man an seinem Schicksal genommen hatte.

Danach erlosch die Teilnahme und es kam so weit, daß Fancans Name der Vergessenheit anheimfiel, um erst lange Zeit nachher wieder ans Licht zu kommen. Seither ist das Interesse für ihn reger geworden, aber jede einzelne Beschäftigung mit Fancans Persönlichkeit zeitigte auch wieder ein anderes Ergebnis.

Wir wiesen an den einzelnen Stellen darauf hin, wo wir uns zu anderen Anschauungen bekennen mußten, als sie in letzter Zeit vertreten worden sind. Es war dies hauptsächlich gegenüber jener Anschauung, welche unpatriotisches,

[108] Nunz. de France 68, fol. 20/21; 13. VII. 1627.

[109] „Del Fancan, non havendo ordine preciso da V. S. Ill.ma di parlane ho stimato per hora bene soprasedere."

Der Nuntius an die Kurie a. 13. VIII. 1627. Francia 68, fol. 42.

landesverräterisches Verhalten als die Ursache von Fancans Sturz betrachtete. Hanotaux' Auffassung von Fancans Verhältnis zu Bayern läßt sich dem uns über diese Frage zur Verfügung stehenden Quellenmaterial gegenüber nicht halten, noch weniger aber verträgt sie sich mit dem Charakterbild, das Fancans Persönlichkeit als Ganzes in uns zurückgelassen hat.

Anderseits hat sich uns ja ein Ersatz für die hiermit wegfallende Erklärung von Fancans Schicksal geboten. Dieselben Eigenschaften, welche des Mannes wahre Größe ausmachen, die durch nichts zu erschütternde, vor nichts zurückschreckende Konsequenz des Denkens, ein an Starrsinn grenzendes Festhalten an seinen Grundsätzen, und deren unerschrockene Kundgebung, eben sie werden auch für sein Geschick entscheidend. Fancan, der ganz und gar in den Anregungen und Anforderungen des politischen Lebens aufging, war kein Politiker im allerfeinsten Sinne des Wortes, konnte es nicht sein! Eine dermaßen doktrinäre Betrachtung und Beurteilung politischer Probleme, wie er sie der Hugenottenfrage entgegenbrachte, verträgt sich nicht mit der Verschiedenartigkeit, nicht selten inneren Gegensätzlichkeit der Forderungen, welche eine großzügige Politik notwendigerweise in sich schließt. Gerade die enge Verknüpfung seiner Persönlichkeit mit der Richelieus erklärt sein Geschick; ein Konflikt mit dem Mann, dessen Politik doch einen ausgesprochen opportunistischen Charakter trägt, konnte nicht vermieden bleiben, und er, als der minder fest gestellte, mußte fallen.

Ob der Konflikt ein dauernder geblieben wäre, ob das alte Verhältnis später, als die politischen Glaubenssätze Fancans wieder zu Ehren kamen, nicht hätte wieder hergestellt werden können?

Angesichts des gehässigen Nachrufes, den der Kardinal seinem früheren Vertrauten zuteil werden läßt, wäre man

geneigt, diese letztere Möglichkeit kurzer Hand abzulehnen. Zuvor müssen wir uns aber noch die Frage vorlegen: Gibt diese Stelle in Richelieus Memoiren einfach die Überzeugung des Kardinals wieder, oder verfolgt sie nicht einen bestimmten Zweck? Wir nehmen das letztere an. Die Tendenz des Werkes überhaupt, die Person des Kardinals bei jeder Gelegenheit ins Licht zu stellen, alles Verdienst ihm selbst, alle Schuld seinen Gegnern zuzuschreiben, ist doch zu ersichtlich, als daß seine Autorität uns hindern könnte, an der objektiven Richtigkeit seiner Behauptungen oft starken Zweifel zu hegen. So auch hier; die Art und Weise, wie Richelieu Spada gegenüber haltlose Beschuldigungen gegen Fancan vorbrachte, um den wahren Grund ihres Konfliktes zu verschleiern, wiederholt sich hier einem weiteren Kreise gegenüber, der vielleicht mit Staunen die plötzliche Ungnade des Mannes betrachtete, dessen frühere Intimität mit Richelieu man kannte. Und wie leicht ließ sich eine solche Anklage nachträglich zusammenschmieden! Der erste Teil ist so allgemein, allerdings auch so scharf gehalten wie nur möglich, im zweiten, der speziellere Beschuldigungen erhebt, läßt sich aus jeder einzelnen die Unterlage leicht herausschälen. Hier werden ihm die Verbindungen mit den ausländischen Protestanten vorgeworfen; eben sie hatte Richelieu seiner Zeit gewürdigt, zur Zeit der Verhaftung freilich gestattete ihm die politische Konstellation, diese Beziehungen als Spionage hinzustellen. Des weiteren wird dann Fancans Opposition gegen die Verheiratung Gastons in der Weise als Belastungsmoment ausgebeutet, daß sie als „Ränke, um Zwietracht zu säen, zwischen Personen, deren Vereinigung im Interesse des Friedens nötig war", bezeichnet wird. Zum Schluß dann noch die Bemerkung, daß der König diesen Mann mit einer seinem Verbrechen entsprechenden Strafe, also wohl der Todesstrafe, habe be-

legen wollen, — eine Nachricht, die anderswo nicht auftaucht — und daß nur seine, Richelieus, Fürsprache Fancan vor dem Tode gerettet habe. Gerade die Begründung dieser seiner Fürsprache paßt recht schlecht zu dem Vorhergehenden; wenn er von sich rühmt, daß seine „conseils vont toujours à augmenter les récompenses des services et diminuer la punition des fautes“, so fragt man unwillkürlich: Wo sind denn diese „services“, die er belohnen zu müssen glaubt, in der Anklage geblieben? Nach ihr müßte man doch zu der Überzeugung kommen, daß dieser Mann überhaupt kein Verdienst gehabt hätte.

Alles, der künstlich ins Leidenschaftliche gesteigerte Ton dieser Anklage, ihre Verallgemeinerungen und Übertreibungen, sowie die offenkundigen Widersprüche heißen ihren Wert auf ein Minimum einschränken. Selbst für die Stimmung Richelieus zur Zeit der Verhaftung Fancans kann diese Anklage keinen richtigen Gradmesser abgeben; später abgefaßt, scheute sie eben vor nichts zurück, um das Vorgehen des Kardinals als durchaus gerechtfertigt, es als Notwendigkeit hinzustellen.

Die vorhin aufgeworfene Frage über die Möglichkeit einer Wiederherstellung der alten Beziehungen, oder wenigstens einer Haftentlassung Fancans, muß eben offen bleiben. Ihm selbst blieb die Genugtuung und Freude versagt, das Grundprinzip seiner politischen Ideen, den Kampf gegen Österreich-Spanien in schärfster Form wieder verwirklicht zu sehen; erspart blieb ihm freilich auch das gefürchtete Schauspiel eines neuen Bürgerkrieges, erspart als mögliche Folge davon die Erkenntnis, daß der Fall La Rochelles die notwendige Vorbedingung, der Preis einer unabhängigen, großzügigen äußeren Politik war, daß die eigene unablässige Opposition hiergegen doch einer gewissen Kurzsichtigkeit nicht entbehrt habe.

Anhang.

France 246.

fol. 202 ff.

Discours sur les affaires presentes d'Angleterre.

Tous les sujetz de riottes qui sont survenus tant au mariage qu'en suitte de cette Alliance entre France et Angleterre, se pouuoient tres facillement euiter, sy chacune des deux Nations n'eust regardé qu'a ses seuls Interestz tant particuliers que pour le bien commun des deux Couronnes & sans s'arrester aux passions d'autruy.

Il est tres vray que la prudence politique requeroit que les Angloys se comportassent envers nous avec plus de modestie quilz n'ont fait, Et la mesme prudence vouloit aussy que les François se gouuernassent envers eux avec plus de jugement quilz nen ont montre, une partye desquelz deffautz sont arrivez sur ce quil semble que Angleterre a creu que le but principal de l'Alliance quelle faisoit nestoit que pour engager la France a vanger ses querelles & pour deffendre ses interetz, et la France dun autre cotté sest laissée persuader que les plus grandz auantages quelle pouuois tirer de cette alliance estoit de planter la Religion en Angleterre en quoy les uns et les autres ont grandement erré.

Le Conseilz de la Propagation de la Foy, les mauuais desportemens d'aucuns François & les inteligences d'Espagne avec quelques Zelés Angloys, ont pesle mesle aidé a faire auorter les fruitz qui deuoient naistre de cette alliance pour le bien des deux Estatz et tant que la France et Ang^re auront

autre but que l'interest commun des deux couronnes Il ny aura jamais aucune union entre elles.

Rome na autre passion que de se seruir de nous, pour restablir son autorité dans l'Angleterre laquelle chose est bien a desirer, mais elle ne regarde en aucune facon ny le repos ny lauantage du Roy, qu'ainsy ne soit, quand l'Angleterre estoit anciennement toute Catholique, la France ne laissoit pour cela d'estre troublee par les Angloys et de les auoir pour cruelz ennemis, tout de mesme que les Espagnolz sont encore aujourd'huy les nostres, Ce nest donc que le pure interest du St. Siege lequel par ses pratiques veut engager Sa Ma[ta] a lapuier en ses dessins tout ainsy que l'Espagnol soubz le mesme pretexte de Religion solicite les Angloys catholiques de trauerser la bonne union qui pourroit naistre entre France et Angleterre par le moyen de l'aliance, laquelle nous est esludée et rendue infructueuse par les accortes factions de Rome et d'Espagne et le tout pour le peu de preuoiance des Francois.

Linterest du Roy d'Espagne touchant le dessein quil a de faire venir aux mains les Roys de France et de la Grande Bretagne, est sy grand quil ne faut pas doutter, quil n'employe tous les stratagemes du monde et quil ne promette secrettement un recciproque secours aux deux Couronnes affin de les engager a se piquer l'une contre l'autre, dautant que de cette guerre, l'Espagnol seul en profiteroit, en ceque l'Angloys occuperoit ses forces contre la France et celles de la France contre Ang[re] Outre la guerre ciuille quil fomenteroit dans le Royaume, cependant qu'Espagne regarderoit la Tragedie et s'assujettieroit le reste de l'Allemagne, pour puis apres triompher des Francois & Angloys a sa commodite et dans nos foiblesses.

Que ce ne soit le but des Espagnolz d'allumer le feu dans les deux couronnes, toutes les raisons d'Estat font pour eux et pour le regard du Roy quand bien il voiroit en aparence toutes les certitudes du monde en prenant les armes contre

Ang^re^. Il ne doit neansmoins sy engager, estant tres vray que l'Espagnol ne consentira jamais que la France s'auantage sur la Grande Bretagne. Au contraire il ne faut nullement doutter qu'Espagne nassiste les Angloys en leurs necessitez comme les plus foibles affin de faire subsister plus longuement l'effort de nos inimitiez les uns contre les autres.

De se promettre que l'Espagnol assistera le Roy contre Ang^re^ Il ne le faut croire en aucune facon pour les raisons susdites Mais tenir comme article de foy que le Roy Catholique portera bien plustost celuy de la Grande Bretagne a renouveller ses vieilles pretentions sur le duche de Guienne et de prendre l'occasion de proteger la Rochelle comme un levin tres puissant de produire des grands troubles et desolations dans le Royaume.

Cest donc au Roy et a son Conseil de preuoir tous ces inconueniens & principallement a cette heure que les choses ne sont encore dans l'irreconciliation.

Les plus salutaires remedes ne sont pas ceux qui guerissent le mal, mais bien ceux qui empeschent les maux devenir, de mesme il semble que les meilleurs moyens de nous garantir contre l'Ang^re^ nest pas de nous preparer a la guerre mais bien d'euiter dy tomber, dautant quelle ne se peut faire en aucune facon qua la confusion des deux Couronnes & au tres grand auantage des ennemis d'icelles. Que sil semble que les Angloys nous y veullent engager par leur imprudence, cest aux François a leviter par prudence et a se montrer les plus sages, a raison que l'affoiblissement des uns, facilite celle des autres et je diray plus, que sy LAng^re^ se vouloit perdre par son mauuais gouvernement, la France le doit empescher nestoit quelle vit clairement que cette perte peut retourner a son proffit, ce que l'Espagnol ne souffrira jamais, ainsy quil a este desja dit.

Il ny a rien donc a gaigner contre Ang^re^. Non plus qu'a s'imaginer la facilité de sa conqueste, comme quelques uns

l'ont voulu persuader, au contraire il faut que la France tienne pour Maxime d'Estat tres certaine, qu'elle ne peut auoir apuy plus seur pour resister a la visible grandeur des Espagnolz que de se bien unir avec le Roy de la Grande Bretagne, ces deux couronnes estant plus que suffisantes dans leur union de contenir Castille en ses bornes et de retarder les projetz de ses conquestes.

Les moyens de paruenir a cette union dans les chaleurs ou les affaires sont a present seroit de preuenir les dessins des Caballes estrangeres en ne laissant trainer plus longuement les aigreurs qui sont pour l'heure entre les deux Royaumes, lesquelles par le temps ne peuuent produire que du mal, tant par les propres deffautz & antipathie des deux nations, que par les rencontres des menees de Rome & de Madrid qui pour leur interestz agissent a leur mode parmj les François et Angloys & tout cela aux despens des nostres.

Les Roys d'Espagne quoy que tres superbes ne se sont jamais arrestez au point d'honneur quand il est question de rechercher ce qui leur est profitable, tesmoing les submissions presens et carresses quilz ont fait *au feu Roy de la Grande Bretagne* pour empescher qu'il ne trauersat leurs desseins, dautant que toutte la gloire dun Prince ne consiste qua bien conduire ses affaires, et ne se trouue pas qu'aucun ait esté blasme dauoir sagement recherché les expedientz de preuenir un mal, suiuant cette pratique, le Roy peut enuoyer secrettement quelque capable de negotier qui luy soit confident et toutesfois agreable aux Angloys, lequel fera ses tentatiues comme de luy mesme et non soubz le nom de sa Ma[te]. Louys XI[e] fit de mesme quand il voulut engager les Angloys a traitter de paix auec luy ce qui luy reussit heureusement et utillement.

Que sa Ma[te] face le semblable, quelle depesche quelques a la Cour de Londres qui aye les qualitez susdites ou vers la Royne sa sœur et selon quil disposera ou trouuera les

choses disposées il en donnera aduis de deça, de dire quil y a en Angleterre assez de gens qui se sont entremis & entremettent de negocier, ce nest pas assez, Il est bon quelquefois de changer de negociateurs pour la figure et pour l'ouuerture des accomodemens. Or pour bien traitter de dela, Il faut auparauant que la France de son cotté considere meurement les fautes passées; quelle se dispose a ny retomber et quelle regarde a ce qui est necessaire tant pour elle que pour le bien commun des deux couronnes. Il faut quelle considere encore quelle a besoin de repos, quelle a la conservation d'Ang[re], de bien s'unir avec elle, et de joindre mutuellement et auec efficace leurs armes contre les dessins d'Espagne, sur ce fondement il sera tres facile d'adoucir toutes les aigreurs que les mauaises inteligences du passé ont produit dans les Esprits des deux nations.

Ce qui doit plus porter la France a procurer cet accommodement cest quil en reussira un grand bien et repos aux deux Estatz, la où de la continuation des riottes il nen peut arriuer que continuation de desordres aux uns et aux autres & particulierement a la France, laquelle les Angloys & Espagnolz harcelleront et les brouillons du dedans bouluerseront sens dessuz dessoubz.

De plus il faut considerer que la moindre despense extraordinaire achevera de ruiner le Roy, le peuple et l'Estat, lesquelz tous ensemble ont des apresent bien de la peine a trouuer de quoy fournir a la denspence ordinaire et a leurs necessitez.

Cest pourquoy le Roy fera tres prudemment d'aller au deuant de tous ces malheurs, et aura autant d'honeur de les preuuenir, que ce luy sera de confusion de les laisser croistre par une imagination de vouloir plustost tout hazarder, que destre le premier a sonder les tentations secrettes dun accommodement, l'honeur en telle rencontre n'estant point a la recherche mais a lauantage que lon retire des negociations et aux inconuenients que lon euitte par les voyes dicelles.

No[a] que l'accommodement des aff[res] d'Ang[re] despende de cinq poinctz

1. Le premier du restablissement des François pres la Royne.

2. De la ligne offensiue et deffensiue que les Angloys demandent.

3. du payement du dot de lad[e] Dame Royne.

4. de la restitution des vàissaux de part et d'autre.

5. De l'execution du traitté de paix avec les huguenotz de France en quoy les Angloys pretendent avoir quelque Interest.

Corr. Rome 39, fol. 345/350.

Lange Denkschrift Fancans mit dem Originaltitel von seiner Hand:

Moyens legitimes, solides & necessaires pour contenir le St. Siege & empescher qu'il n'accroisse davantage son autorite dans la France, au prejudice de celle du Roy & tranquilite de son Estat.

Est icy a considerer avant toutes choses que Rome s'est tousiours efforcee de persuader comme article de Foy, aux Princes et aux peuples que pour faire subsister heureusement leurs Estatz quil failloit absolument qu'ilz fussent bien avec le St. Siege et luy rendre une entiere submission. Et sur cette croyance les Roys se sont *laisse empietter* par les Papes, sans oser leur contredire ny resister a leurs entreprises que tres foiblement, d'on est procede *la grandeur de leurs Saintetz* et *la cadence du Clerge de France.*

Tous les hommes de grand jugement, entre lesquelz on peut mettre pour exemple le feu Cardinal d'Amboise ont tenu le contraire de la susdite croyance & ont estime tout au rebours que pour avoir du credit a Rome qu'il ne se failloit

tant estudier a luy complaire que a se rendre redoutable, et que pour bien vivre avec le St. Siege qu'il n'y avoit expedient plus souverain que de se faire connoistre jaloux, rigoureux *a* la conservation des loix de la monarchie et que tousfois et quantes que les Papes voudroient estendre tant soit peu leur autorité au prejudice de celle du Prince, que non seulement on ne le souffriroit, mais que lon y resisteroit genereusement sans que aucune consideration de respect en peut retarder l'effet.

Quiconque *vivera* de cette sorte aura repos avec Rome et ne sera jamais hurté par le St. Siege, estant a remarquer que les Papes n'ont jamais caballé dans la France, sinon lorsquilz ont reconu que nostre foiblesse doneroit facilite a leurs entreprises.

Le feu Cardinal d'Amboise en tenant teste a Rome a maintenu la France en paix de ce cotté la & se rendit mesme sy necessaire que le St. Siege le fit legat perpetuel pour la seule crainte quil eust, qu'il ne portast les choses plus avant au prejudice des affaires du Pape et quiconque tiendra encore le mesme chemin, il s'aquerrera encore les mesmes avantages et se rendra considerable envers Rome, Tesmoing le *feu Connestable d'Esdiguieres* qui pour s'estre fait craindre a obtenu des Papes tout ce qu'il a desiré d'eux iusques a luy envoyer les expeditions dans Grenoble aussy tost qu'il les a demandees quoy quelles fussent quelquefois tres injustes. Le feu Mareschal d'An*v*ille (Damville) Montmorency receu les mesmes favorables traittemens de Rome lorsqu'il estoit dans le parti des Huguenotz du Languedoc, le tout pour la seule aprehension qu'avoit le Pape, quil portat ses armes dans le Comtat d'Avignon; Par ou se void que c'est une erreur tres grande, que pour bien establir (ses affaires) qu'il faut estre bien de necessité avec le St. Siege, veu que les sus (dits hommes) particulierement, par une maxime toute contraire ont prospere en leurs desseins et affermy leurs Estatz contre les entreprises de Rome.

Je dis donc que pour bien reussir avec les Papes qu'il faut vivre avec eux ainsy qu'ilz vivent avec nous: Rome nous veut tenir en crainte, affin d'agrandir ses affaires aux despens de nostre timidité, La France pour luy rendre le semblable doit tenir la main haute sur Rome affin quelle ne s'esmancipe d'entreprendre aucune chose a nostre prejudice. Le St. Siege tient cette maxime de nous faire courre tousiours apres luy, nos Parlementz et le Conseil du Roy doivent agir de telle sorte qu'ilz facent tousiours courre Rome apres eux: Les Papes tiennent en longueur toutes les expeditions et les affaires que Sa Ma[te] et les Grandz de son Royaume ont dans le consistoire, affin de faire cependant passer en France ou dans le Conseil privé les choses que le St. Siege desire extorquer de nous; au reciproque nos Roys, doivent tenir Rome en longueur quand elle demande quelque faveur de leurs Majestz & ne luy rien accorder quelle n'ayt fait au prealable tout ce que nous desirons.

Ensuitte de ce que dessus il semble que la plus solide Maxime que la France puisse tenir Cest de n'obliger jamais Rome en quelque petite chose que se soit aux despens de l'autorité Royalle et au prejudice des loix de l'Estat: Mais pour bien tenir les Papes en bride et pour les obliger accortement Il faut tousiours leur susciter des affaires soubz main et apres les favoriser en empeschant que on ne leur face le mal tout entier & ainsy les tenir continuellement en eschec, comme fait Espagne qui les pinse en riant, el ne les delivrer jamais entierement de l'aprehension; autrement vous eschapera tousiours & brouillera la premiere, estant tres vray de dire que du jour que Rome ne craint rien, le mesme jour elle devient insolente de sorte qu'il n'y a plus asseure expedient pour contenir le St. Siege dans les bornes du devoir que de luy laisser continuellement quelque espine au pied & l'orage devant les yeux.

Pour exemple, sy le Roy *eut maintenu la Sorbonne sur la Censure du livre de Santarelli & laissé agir le Parlement*

sur le fait des quatre articles que les Jesuites devoient souscrire, et que sur leur refus de les signer que la Cour leur eust interdit la Confession et l'instruction de la jeunesse, outre que Sa Mate eust obligé la Sorbonne et son Parlement, elle eust encore fait connoistre a son peuple et au Pape la jalousie quelle a de se faire obeir par ses sujetz et en suitte, le Roy eust peu dans les solicitations que Rome eust fait pour leur restablissement, obliger sa Sainteté en la tenant en esperance de faire quelque chose en sa faveur ou en luy accordant une partye de ce que on leur auroit osté, assavoir la confession ou l'instruction, et les uns et les autres se fussent comportez modestement envers la France, affin de se remettre en grace; estant a remarquer que les Jesuites n'ont jamais rien attenté contre nos Roys, durant leur bannissement, et ne le feront jamais tant qu'ils esperent quelque chose en leur faveur.

Ainsy Sa Mate sans se mesler de tel genre d'afaire doit estre bien aise et trouver bon que ses Parlemens qui sont Protecteurs des loix de l'Estat, donnent tousiours quelque attainte au St. Siege toutesfois et quantes que Rome par ses resortz hurte ou veut entreprendre contre l'autorité royalle & les libertez de l'Eglise galicanne.

La France semble avoir une infinité de moyens pour tenir les Papes en brassiere comme sont ceux qui ensuivent et particulierement cesluy, cy, assavoir que Sa Mate face demander soutz main par le Clerge la Cassation du Concordat et le restablissement des Eslections aux Benefices vaccans & faire semblant de l'aprouver comme chose tres sainte; Cette seule proposition tiendra le Pape en telle aprehension quil nosera en rien desplaire au Roy tant que cette instance sera sur le tapis, crainte de se voir frustré du grand revenu des Annates de France.

Un autre tres grand moien pour estonner Rome et empescher quelle corrompe les serviteurs du Roy, seroit que Sa Mate tesmoignat n'avoir doresnavant autrement en affection

la promotion de ses sujetz au Cardinalat et pour cest effet retarder les nominations le plus quil luy sera posible ou ne nommer que des Estrangers: Cette procedure fera qu'au lieu que le St. Siege nous pense tenir par ses Chapeaux, qu'au rebours il nous recherchera de crainte que venions a les negliger, et pour respondre a ce que aucuns objecteront que l'Espagne aura par ce moyen un plus grand nombre de cardinaux que la France, Il est vray de dire que cela ne nous importe nullement, estant a remarquer la dessus, que ce a este un artifice duquel Rome s'est servi affin de faire valoir & rechercher davantage la dignite de Cardinal, en faisant astucieusement croire qu'il n'en failloit pas faire pour Espagne qu'on n'en fit un autre au mesme instant pour la France: Ainsy les Papes voulans faire des Cardinaux, ilz font quelquefois dire au Roy d'Espagne qu'ilz sont pressez de France, et au Roy de France qu'ils en sont solicites par Espagne, et par ce stratageme ils ont mis en telle estime cette dignite comme sy cestoit un malheur au Prince den estre exclus & un grand bonheur pour lui d'avoir plusieurs de ses sujetz qui en soient honorés; là on tout au rebours la France pour son bien doit avoir le moins de Cardinaux quelle pourra, ny ayant rien qui ait tant corrompu le Corps du Clerge de ce Royaume que l'ambition effrenée de parvenir au Chapeau, ny qui ait plus ruiné & ruinera les affaires du Roy que cette dignité.

Un autre subtil expedient pour tenir encore Rome en devoir, seroit de proposer de relever la dignité antienne des Ducqes et Pairs Ecclesiastiques qui semble aujourdhuy comme estainte dans la France, et pour cest effet que les Pairs ecclesiastiques demandassent permission au Roy de se pouvoir vestir d'Escarlatte; cette instance rendroit assurement le St. Siege plus souple & complaisant envers Sa Ma[te], crainte d'estre brave par l'octroy qui se pourroit faire aux Pairs Ecclesiastiques de porter l'escarlatte. Ce qui sembleroit retourner a la diminution de l'esclat des cardinaux.

Sur tout apuier la Sorbonne, les Parlemens & les Universitez du Roy[me] et laisser agir ces Corps pour resister et s'oposer au prejudiciables nouveautez de la doctrine & maximes des Jesuites.

Proteger les bons serviteurs du Roy, empescher l'opression d'iceux, estudier a faire des hommes pour le publiq, tant dans le Corps des Prelatz, Sorbonne, Parlemens que Universitez, lesquelz par leur saine doctrine puissent enseigner & deffendre l'autorité Royalle et en suitte exclure des Chaizes publiques ceux qui ont les sentiments contraires au bien de l'estat & les reculler des employs.

Ne permettre plus que les religieux reformez ny autres s'entremeslent des affaires du temps & sortent de leurs maisons pour vaquer dans les intrigues du siecle. Ains requerir quils observent la vye claustralle suivant les anciens statuz & canons de l'Eglise. Faire deffendre par le Parlement a tous les sujetz du Roy d'aller passer aucun acte de justice devant le Nonce soit par attestation de mœurs ou autrement a peine de nullite & de punition aux refractaires.

Faire requerir par l'assemblee des Notables que deffences soient faites a tous les Prelatz du Royaume et a tous ceux du clerge d'aller conferer avec les Nonces sans permission de sa Ma[te] ou de Messieurs de son Conseil, a peine de perdre les fruitz de leurs benefices pour la premiere fois & de privation diceux en cas de continuation; estant a considerer que les Nonces residantz en cette Cour ont pris une liberte de soliciter & corrompre aujourdhuy publiquement les sujetz du Roy, mesme que la plupart des Ecclesiastiques se prostituent ouvertement pour complaire aux affaires du temps au St. Siege & aquerir les bonnes graces des Nonces, sans qu'on prenne garde a la consequence de telles actions trop frequentes pour le bien de l'Estat.

Deffendre l'introduction des nouveaux ordres de religieux dans le Royaume ny de plus bastir aucun Couvent, avec jussion aux parlemens d'y avoir l'œil.

Tollerer soubz main que le Gouverneur d'Orenge face de temps en temps quelques niches & exactions sur le Comtat venitien (Venaissin?), affin de reduire le St. Siege d'avoir recours au Roy pour faire cesser par son autorité les vexations.

Et pour le regard des continuelles caballes que Rome fait dans la France soubz pretexte de Religion, un des plus puissants expedients, qui se puisse trouver a present pour couper broche aux inconveniens qui en peuvent arriver a la longue & pour empescher que le St. Siege n'embarasse plus les espritz des François: Le Roy doit donner charge a son Ambassadeur resident pres de sa Saintete de demander une audience en plain consistoire et en icelle faire publiquement entendre quel a este jusques a present le zelle de sa Ma[te] et des Roys ses predecesseurs pour la protéction et avancement de l'Eglise; les excessives despences quilz ont fait pour s'oposer aux progres de l'heresie et pour l'exterminer de la France, et faire sonner haut comme les Roys Charles 9 & Henri 3 y ont consomme neuf cens quarante & tant de millions, que sa Ma[te] regnante y a employé plus de sept cens millions de livres en ces dernieres troubles; a quoy ne pouvant plus subvenir & neanmoins desirant tousiours continuer le mesme zele a l'achevement dune sy sainte entreprise Il requiert sa Saintete et tout le colege de le secourir presentement en une seule somme d'un million de ducatz pour employer aux Blocutz de la Rochelle et de Montauban. Comme aussy daccorder les Annates de tous les Benefices vaccantz tant que la guerre durera contre les Huguenotz, a faute dequoy sa M[te] ny son peuple ne pouvans plus fournir aux fraiz, elle declaire *quelle sera contrainte de se resoudre a faire une paix solide entre ses sujetz de l'une et de l'autre religion.*

Or il est tout certain que le Pape n'accordera les Annates ny donnera jamais aucun argent, dont le Roy se pourra plaindre tout haut & par ce moien la faction des Religieux ne pourra plus sy hardiment accuser sa Ma[te] ny son Conseil

d'aucun manquement d'affection, au contraire on pourra tout rejetter sur le St. Siege, par son refus de contribuer a une sy sainte guerre.

Ainsy le Roy se garantira des pieges ou on le veut jetter & sy Rome n'osera plus sy librement nous embrouiller par les caballes continuelles que font tous les ordres des nouveaux religieux au prejudice de la tranquilité publique.

En pratiquant une partye des choses susd. nous trouverrons subsistance de l'Estat et eviterons les malheurs que nous accumulons tous les jours sur nos testes pensant les dissiper par la complaisance que nous nous efforcons de rendre au St. Siege. Partant il faut conclurre, que c'est une extravagance tres grande de simaginer ou de se laisser persuader quil est absolument necessaire d'estre bien avecq Rome, au contraire il est plus probable qu'il faut accoustumer les Papes, comme fait Espagne, a leur monstrer une ouverte resolution de ne souffrir qu'ils entreprennent sur les loix de l'Estat ny quilz attentent sur l'autorité royalle; par ce moyen la France empeschera les continuelles tentatives que leurs Saintetez font a tous momens sur elle, par la connoissance quils ont de nostre foiblesse qui donne sujet au St. Siege d'entreprendre plus hardiment ce qu'il ne feroit ny fera jamais quand il voira que le Conseil aura du courage pour ne l'endurer.

Ce n'est pas quil faille de gaité de cœur hurter Rome pour se mettre mal avec elle, mais aussy ne faut il pas achetter son amityé sy cherement quelle retourne au detriment de la Couronne. Or pour remedier a l'un et a l'autre inconvenient Il faut que les François facent paroistre qu'ils ne veullent faire niche au autrui ny quilz soient gens pour la souffrir de personne, que sy le Conseil ne se resoud de vivre doresnavant de la sorte, asseurement que l'Estat est pour voir en bref un notable acheminement a sa ruine.

Venise n'a maintenu sa Republique aux derniers troubles qu'elle a eu ny sauve sa reputation contre les violens attentatz

de Rome que par la seule resolution que le Senat a tesmoigné de ne rien quitter de ses droitz pour complaire au St. Siege ny vouloir souffrir qu'on fit brosche a ses loix en la moindre chose; que la France monstre une mesme generosite, elle se garantira & maintiendra glorieusement contre tous les dessins de ceux qui veullent tous les jours empietter sur elle pour l'oprimer; sy elle ne le fait, je repette encore une fois, quelle voira en bef un notable acheminement a sa ruine.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Eugen von Jagemann:

Die deutsche Reichsverfassung.

Vorträge.

Lex.-8°. geheftet 6 Mk., elegant gebunden 7.50 Mk.

„. . . Unter diesem Titel hat der frühere badische Bundesratsbevollmächtigte, jetzige Honorarprofessor Eugen v. Jagemann einen aus Vorlesungen entstandenen Grundriß des deutschen Reichsstaatsrechts veröffentlicht, der deshalb besondere Beachtung verdient, weil er die erste Bearbeitung dieses Stoffs aus der Feder eines in hervorragender Stellung tätig gewesenen Staatspraktikers enthält. Zu den zahlreichen von Theoretikern verfaßten Darstellungen bilden diese auf einer Anschauung des Gegenstands von innen heraus beruhenden Vorträge eine willkommene und notwendige Ergänzung, um so mehr, als ihrem Verfasser neben seiner reichen Erfahrung gründliche wissenschaftliche Bildung und ungewöhnliche Frische der Darstellung nachzurühmen ist. In bemerkenswerter Weise stellt von Jagemann die Verfassung und die Bündnisverträge in den Vordergrund, um von hier den Aufbau des Reichsorganismus zu bestimmen, und gibt hergebrachte Schulformeln überall da entschlossen preis, wo sie sich mit der Wirklichkeit nicht restlos decken. In besonders vorteilhafter Weise zeigt sich diese Unabhängigkeit des Verfassers von überkommenen Lehren bei seiner Erörterung des Rechtscharakters des Deutschen Reichs . . .“ **(Schwäb. Merkur.)**

Bismarck in der inneren Politik.

Rede von Eberhard Gothein.

8°. geheftet 60 Pfg.

Wilhelm I.

Rede gehalten von Erich Marcks.

Zweite Auflage. 3.—4. Tausend. 8°. geheftet 60 Pfg.

Der Biograph Wilhelms I. — den Titel darf heute E. Marcks mit Fug für sich in Anspruch nehmen — konnte seine neue Wirksamkeit in Heidelberg nicht schöner eröffnen als mit dieser meisterhaften Rede. Im engen Rahmen der Festrede wird dem Hörer und Leser das Bild unseres alten Kaisers und seiner Zeit vorgezaubert, das wir so aus der Marcksschen Biographie schon kennen, uns aber doch von ihm immer wieder gern vorzeichnen lassen. Auch diesem schlichten und scharfen Charakterbild wünschen wir weite Verbreitung. **(Akademische Blätter.)**

Erinnerungen aus dem Hofleben

von

Karoline von Freystedt.

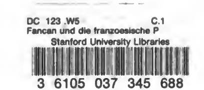
Mit 2 Bildern der Markgräfin Amalie von Baden.

Herausgegeben von **Karl Obser.**

Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk., Fürstenausgabe auf Büttenpapier in Ganzleder 12 Mk.

Diese Erinnerungen sind interessant, weil in ihrem Mittelpunkt eine scharf ausgeprägte, altfürstliche Persönlichkeit, die genannte Markgräfin, steht: sie allein von süddeutschen Fürstlichkeiten wagte es, dem gewalttätigen korsischen Emporkömmling im Bewußtsein ihrer angeborenen Stellung mit Würde zu begegnen. Wie sie am Karlsruher Hofe sich Geltung verschaffte, so besaß sie großen Einfluß an den Höfen von Petersburg, Stockholm, München, Braunschweig und Darmstadt, deren Herrscher ihre durch Anmut ausgezeichneten Töchter heimgeführt hatten. Die „Erinnerungen“ bieten gewissermaßen den menschlichen Hintergrund zu den politischen Vorgängen der Zeit; wir sehen, wie fürstliche Heiraten zustande kommen und menschliches Leid von äußerem Glanze sich abhebt, wir erhalten einen intimen Einblick in das Familien- und Hofleben der Großen dieser Erde, scharf umrissene, anschauliche Charakterbilder. Das Geschichtliche und die Zustände jener Zeit treten uns in der Frische persönlicher Erlebnisse entgegen, um so reizvoller und wahrhaftiger, weil die Verfasserin ganz ohne Absicht zu „wirken“, nur „zu ihrer Unterhaltung in der Einsamkeit“ geschrieben hat. Wenn wir lesen, daß ein römisch-katholischer Erzbischof die Protestantin zuerst mit Herders und Schillers Schriften bekannt machte, daß Baden-Baden 1802 erst neu entdeckt wurde und damals die Mode aufkam, Sinn für Naturschönheiten zu haben (Rousseaus Einfluß, Wandlung des Naturgefühls'); daß Kunstreiter, Theater, Luftballanfahrten und reisende Engländer damals zu den seltenen Vergnügungen, Geistererscheinungen dagegen zu den alltäglichen Dingen gehörten, so eröffnet sich uns ein weiter kulturhistorischer Durchblick. Auch hübsche kleine Züge, wie der, Goethe habe bei der Nachricht vom Tode Karl Augusts den „seltsamen Ausdruck“ gebraucht: „Das ist zu grob“, verleihen dem für die Geschichte des badischen Fürstenhauses interessanten Buche neben seinem rein menschlichen Wert eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung. **(Deutsche Zeitung.)**

C. F. Wintersche Buchdruckerei.



DATE DUE

